

Wilhelm Köller
Narrative Formen der Sprachreflexion



Studia Linguistica Germanica

Herausgegeben

von

Christa Dürscheid

Andreas Gardt

Oskar Reichmann

Stefan Sonderegger

79

Walter de Gruyter · Berlin · New York

Wilhelm Köller

Narrative Formen der Sprachreflexion

Interpretationen zu Geschichten über Sprache
von der Antike bis zur Gegenwart

Walter de Gruyter · Berlin · New York

⊗ Gedruckt auf säurefreiem Papier
das die US-ANSI-Norm über Haltbarkeit erfüllt.

ISBN-13: 978-3-11-018925-4
ISBN-10: 3-11-018925-9
ISSN 1861-5651

Bibliografische Information Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie;
detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <<http://dnb.ddb.de>> abrufbar.

© Copyright 2006 by Walter de Gruyter GmbH & Co. KG, D-10785 Berlin.

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

Printed in Germany
Einbandgestaltung: Christopher Schneider, Berlin

Alles Gescheite ist schon gedacht worden,
man muss nur versuchen, es noch einmal zu denken.

J.W. von Goethe

Denken ist interessanter als Wissen,
aber nicht als Anschauen.

J.W. von Goethe

Alles *Fixieren* geschieht durch Verknüpfung –
durch eine mehr oder minder individuelle *Beziehung*.

Novalis

Unter den Bedingungen des Lebens
könnte der Irrtum sein.

F. Nietzsche

The speech of the dead,
like my own speech, is not private property.

St. Greenblatt

Die Diagonale zeigt,
wie man sich in mehrere Richtungen zugleich bewegt.

A. Demandt

Nicht alles muss im Sinne des Erfinders
verstanden werden.

*Den wissbegierigen Studierenden,
die ich in dreieinhalb Jahrzehnten
in Lund, Hannover und Kassel
kennen lernen durfte.*

INHALTSVERZEICHNIS

A DIE FORMEN DER SPRACHREFLEXION ALS FORMEN DER SINNBILDUNG

I	Der Problemzusammenhang.....	1
II	Die grundlegenden Ordnungsbegriffe	7
	1. Der Formbegriff	7
	2. Der Reflexionsbegriff.....	11
	3. Der Repräsentationsbegriff.....	15
	4. Der Perspektivitätsbegriff.....	18
III	Die begrifflichen Reflexionsformen	22
	1. Die kognitiven Funktionen von Begriffen	23
	2. Die Stärken und Schwächen von Begriffen.....	25
	3. Die Leistung von Begriffen in der Sprachreflexion.....	28
IV	Die narrativen Reflexionsformen.....	31
	1. Vom Mythos zum Logos und vom Logos zu Mythos	33
	2. Die gegenstandskonstitutive Kraft von Geschichten	36
	3. Die Erkenntniskraft von Geschichten.....	39
	4. Die Implikationen narrativer Gegenstandsobjektivierungen	45
	5. Geschichten als hermeneutische Herausforderungen	50

B TEXTINTERPRETATIONEN

I	Der Baum der Erkenntnis.....	61
	1. Grundsätzliche Probleme.....	64
	2. Das biblische Sprachkonzept und die Struktur des Mythos.....	67
	3. Die Schlange als Zeichen	69
	4. Das Problem des Todes und der Arbeit	75

	5. Die Erkenntnis des Guten und Bösen	78
	6. Sprache, Denken und Bewusstsein	84
II	Der Turmbau zu Babel	91
	1. Interpretationsansätze	92
	2. Die Turmbauerzählung und die Idee des mehrfachen Schriftsinns	94
	3. Das Verhältnis von Sprache und Arbeit	102
	4. Die Ambivalenz von sprachlichen Differenzierungsprozessen	108
	5. Die Sprache als soziales Phänomen.....	112
	6. Alternative Turmbaukonzepte	117
III	Das Sprachexperiment von Psammetichos	121
	1. Herodots Mitteilungsinteressen	123
	2. Der historische und geistige Hintergrund des Experiments.....	124
	3. Die Prämissen des Experiments	127
	4. Die ungelösten Probleme.....	130
	5. Das Nachfolgeexperiment von Kaiser Friedrich II.	137
	6. Die Variation des Experiments bei Marivaux	140
IV	Der <i>Brief</i> der Skythen an Dareios	142
	1. Die sprachtheoretischen Implikationen des Textes	143
	2. Die Formen der Schrift.....	144
	3. Die Zeichenproblematik	149
	4. Die Denkopoperationen beim Verstehen von Zeichen	154
V	Der Theuthmythos über die Erfindung der Schrift	158
	1. Die Thematik des Phaidros-Dialogs	161
	2. Der Theuthmythos.....	164
	3. Die Interpretation des Theuthmythos durch Sokrates.....	169
	4. Die Schriftkritik im <i>Politikos</i> und im <i>Siebenten Brief</i>	172
	5. Schriftkritik als Sprach- und Sprachgebrauchskritik	178
	6. Die Erscheinungsformen von Wissen.....	184
VI	Das platonische Höhlengleichnis	190
	1. Rezeptionsmöglichkeiten für das Höhlengleichnis	193
	2. Der Erziehungs- und Bildungsgedanke	193
	3. Die Erkenntnis- und Ideenproblematik.....	200
	4. Das Höhlengleichnis als Sprachgleichnis	206
	5. Die Sprache als soziale Institution.....	216

VII	Der Hase des Physiologus.....	222
	1. Zur Wahl des Textes.....	223
	2. Das Problem der Wortbedeutungen.....	226
	3. Das Analogieprinzip in Verstehensprozessen	234
	4. Die Konstitution von Zeichen	238
	5. Das Buch der Natur und die Allegorese	243
VIII	Die Erkenntnismaschine von Lagado	250
	1. Die Hintergründe des Textes	253
	2. Das Problem der Universalsprache.....	255
	3. Die Implikationen des Relationsgedankens.....	262
	4. Der Bericht über die Erkenntnismaschine als Satire	266
	5. Die Prämissen der Erkenntnismaschine	271
	6. Der zeichentheoretische Wert der Satire	279
IX	Der Akademieplan zur Abschaffung der Verbalsprache.	285
	1. Der Ansatz der Swiftschen Satire.....	287
	2. Die pragmatischen Ansatzpunkte der Kritik.....	290
	3. Die zeichentheoretischen Ansatzpunkte der Kritik	294
	4. Die möglichen Vorteile einer Kommunikation mittels Dingen....	299
	5. Der Status und die Funktion von Begriffen.....	303
	6. Die sprachlichen Formen als Wissensspeicher.....	309
X	Humpty Dumpty als Sprachdenker	315
	1. Die Hintergründe des Textes	319
	2. Das Problem der Namen.....	321
	3. Die Sinn- und Machtfrage bei Bedeutungszuweisungen.....	331
	4. Das Konzept des <i>Ungeburstages</i>	341
XI	Die Krankheit des Vergessens	349
	1. Die Einbettung des Textes in den Roman.....	353
	2. Die Pest der Schlaflosigkeit.....	354
	3. Die Struktur und die Funktion des Gedächtnisses	360
	4. Die Formen des Vergessens in Macondo	371
	5. Die Verschränkung von Erinnerungs- und Vergessensprozessen	377
	6. Die Krankheit des Behaltens	382

XII	Bichsels alter Mann in der Höhle der Namen	390
	1. Die Thematik der Geschichte	394
	2. Der sozialpsychologische Problemrahmen	399
	3. Die Benennungskonventionen	402
	4. Die Möglichkeit der Veränderung von Sprachkonventionen	411
	5. Die sprachtheoretischen Grundprobleme der Geschichte	418
	6. Eine Gegengeschichte von Astrid Lindgren	425
XIII	Schädlichs Sprachabschneider	429
	1. Der Problemhorizont der Geschichte	436
	2. Die semiotische Strukturordnung der Sprache	437
	3. Die Umkehr des Spracherwerbsprozesses	446
	4. Der Verlust von Präpositionen und bestimmten Artikeln	448
	5. Der Verlust von Verbformen	458
	6. Der Verlust von Konsonanten	468
	7. Der Rettungsweg	469
	8. Der parabolische Gehalt der Geschichte	471
XIV	Die Genese und Leistung von Zeichen	475
	1. Zur Wahl des Textes	476
	2. Die Struktur des Gedichtes	478
	3. Die Zeichenproblematik	483
	4. Das Verstehen von Zeichen	493
	5. Die Zeichentypen	504
	Schlussbemerkungen	515
	Literaturverzeichnis	522
	Personenregister	535
	Sachregister	540

A DIE FORMEN DER SPRACHREFLEXION ALS FORMEN DER SINNBILDUNG

I Der Problemzusammenhang

„Sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles.“¹ Mit diesem Aphorismus lässt sich sehr gut auf die generelle Zielsetzung dieses Buches aufmerksam machen. Diese besteht darin, eine Lanze für die narrativen Formen der Sprachreflexion zu brechen. Es soll plausibel gemacht werden, warum gerade über diese Formen möglicherweise ein sehr viel lebendigerer und vielschichtigerer Zugang zu dem komplexen Phänomen *Sprache* eröffnet werden kann als über die begrifflichen Formen. Diese genießen zwar in der Regel einen besonders hohen Prestigewert, da man sie nicht nur für präziser, sondern auch für philosophischer bzw. tiefsinniger hält als die narrativen Formen. Gleichwohl gibt es aber gute Gründe, beiden Formen der Sprachreflexion ein genuines und sich ergänzendes Existenzrecht zuzubilligen.

In dem Aphorismus werden die Verben *sagen* und *erzählen* auf eine sehr aparte Weise kontrastiv voneinander abgesetzt und sowohl in eine semantische als auch in eine psychologische Opposition zueinander gebracht. Mit dem Verb *sagen* wird im Allgemeinen nicht nur die Vorstellung verbunden, dass Informationen vermittelt werden, sondern auch die Auffassung nahe gelegt, dass diese Informationen eine ganz besondere inhaltliche Bedeutsamkeit haben (*Er redete viel und sagte nichts.*), dass mit ihnen eine soziale Bindung eingegangen wird (*Gesagt ist gesagt.*) und dass hinter ihnen eine Autorität steht, die den jeweiligen Informationen eine beherrschende Funktion geben kann (*Er hat etwas zu sagen.*). Diese mit dem Verb *sagen* verbundenen Sinnerwartungen werden hier durch die Einbettung des Verbs in die passivisch zu verstehende Lassen-Konstruktion auf spezifische Weise konkretisiert. Durch diese Konstruktion bezeichnet das grammatische Subjekt *die Menschen* nicht Personen, die als Quelle einer Information anzusehen sind, sondern vielmehr Personen, die Zielpunkte von Informationen bzw. Adressaten von Belehrungen sind. Dadurch kann dann natürlich auch deren Widerspruchsgeist angestachelt werden. Dieser vermag sich naturgemäß nicht gegen die Tatsache der Informa-

¹ Bernhard von Brentano, zitiert nach R. Faber, „Sagen lassen sich die Menschen nichts, aber erzählen lassen sie sich alles“, 2002.

tionsvermittlung selbst richten, sondern nur gegen den Inhalt der jeweils vermittelten Informationen bzw. gegen den Anspruch, fertige Denkergebnisse von anderen zu übernehmen und sein Handeln danach auszurichten. Das dokumentiert sich im vorliegenden Aphorismus dadurch, dass das Gesagte von den jeweils Angesprochenen als nichtig angesehen wird.

Mit dem Verb *erzählen* verbinden wir dagegen eine ganz andere Grunderwartung. Die beim Erzählen vermittelten Inhalte werden als Informationen verstanden, die pragmatisch nicht mit der Funktion einer Belehrung verbunden sind, sondern eher mit der, anregende Vorstellungen zu konkretisieren. Erzählte Inhalte sind nicht dazu bestimmt, Sachverhalte kategorial einzuordnen, etwas als wahr zu behaupten oder jemanden zu belehren. Sie dienen vielmehr dazu, komplexe Gesamtvorstellungen zu vermitteln und mit vielschichtigen Phänomenen bekannt zu machen. Deshalb ist es auch nicht überraschend, dass das Verb *erzählen* hier mit dem Indefinitpronomen *alles* verbunden worden ist. Da sich Menschen beim Erzählen nicht unmittelbar belehrt fühlen, sondern vielmehr zu umfassenden Imaginationsprozessen eingeladen werden, lassen sie sich auch gerne *alles* Denkbare mitteilen. Das Erzählte macht sie mit etwas bekannt, aber es zwingt sie nicht, ihm einen ganz bestimmten Stellenwert zu geben.

So gesehen macht es uns der Aphorismus leicht, das *Erzählen* mit einer sehr bekannten didaktischen Maxime zu korrelieren: *Rettet die Phänomene!* Im Kontrast dazu müsste das *Sagen* eher mit der folgenden Maxime verbunden werden: *Beherrscht die Phänomene!* Es ist offensichtlich, dass diese beiden Leitsprüche sich recht leicht mit den Zielsetzungen der narrativen und der begrifflichen Formen der Sprachreflexion verbinden lassen. Gleichzeitig wird aber auch deutlich, dass es keine Notwendigkeit gibt, einem der beiden Denkansätze eine höhere Dignität zuzuordnen, da sie sich sachlich ergänzen und ihre spezifische Leistungsfähigkeit erst dann offenbaren, wenn sie als interdependente Sinnbildungsanstrengungen verstanden werden.

Zweifellos ist das *Sagen* eng mit dem Ziel verbunden, etwas zu durchschauen und auf den Begriff zu bringen, während das *Erzählen* eher dem Ziel verpflichtet ist, etwas anzuschauen und sich eine plastische Vorstellung davon zu machen. Obwohl den begrifflichen Objektivierungen von Sachverhalten meist ein höherer Erkenntniswert als den erzählerischen zugebilligt wird, sollte man eine Einsicht nicht vergessen, die Erkenbrecht sehr schön auf den Punkt gebracht hat: „*Wer alles durchschaut hat, sieht nichts mehr.*“² Dieser Aphorismus passt auch gut zu einem Diktum Goethes, in dem die geistige Sterilität bloßer Feststellungen angeprangert wird. „*Übrigens ist mir alles verhaßt, was*

² U. Erkenbrecht, *Divertimenti*, 1999, S. 148.

*mich bloß belehrt, ohne meine Tätigkeit zu vermehren oder unmittelbar zu beleben.*³

Begriffliche Sprachreflexionen gelten gemeinhin als professionell und narrativ als amateurhaft. Nun kann man sich aber sicher trefflich darüber streiten, ob man besser mit einem Phänomen bekannt wird, wenn man sich ihm als Analytiker nähert, um es besser durchschauen und beherrschen zu können, oder als Liebhaber (Amateur), um es besser kennen zu lernen und mit ihm mehr zu erleben. In beiden Zugangsweisen erwirbt man ein bestimmtes Wissen über das jeweilige Phänomen, aber sicher ein je anderes. Beiden Annäherungsweisen wird man ein gewisses erotisches Spannungsverhältnis zum Gegenstand ihres Interesses im Sinne eines Partizipationsstrebens zugestehen können, obwohl dieses sicherlich jeweils ganz unterschiedlich strukturiert ist. Es reicht von dem Bestreben, verborgene Strukturen zu entschleiern, auf der einen Seite bis zum bewundernden Staunen auf der anderen.

Entgegen dem ersten Anschein kann den narrativen Formen der Sprachreflexion eine philosophische Dimension wohl nicht abgesprochen werden, da seit Sokrates der Anfang der Philosophie immer wieder darin gesehen wurde, dass man ins Staunen darüber gerät, dass etwas so ist, wie es ist.⁴ Geschichten über Sprache konzipiert und erzählt man nur, wenn man selbst über das Phänomen *Sprache* gestaunt hat und auch andere darüber zum Staunen bringen will. Das in Geschichten über Sprache repräsentierte Wissen lässt sich schwerlich mit Hilfe von definierten Begriffen objektivieren. Gleichwohl lässt es sich aber doch als ein Wissen über Sprache ansehen, weil es dazu beiträgt, unsere Vorstellungen von der Sprache zu verbessern und uns ein Gefühl von der Vieldimensionalität der Sprache als eines anthropologischen Urphänomens zu vermitteln.

Das im Sprachgefühl verankerte Wissen von Sprache wird meist nicht als wirkliches Wissen anerkannt, weil ihm keine feste begriffliche Gestalt gegeben werden kann und weil es sich nicht direkt argumentativ verwerten lässt. Diesbezüglich sollte man aber nicht vergessen, dass der Erwerb eines expliziten, begrifflich konkretisierbaren Wissens über einen bestimmten Gegenstandsbe-
reich immer ein implizites, begrifflich kaum fassbares Umgangswissen über ihn voraussetzt. Ohne unser intuitives Wissen über die Sprache, das sich in Form unseres Sprachgefühls als der Summe unserer Erfahrungen über die Strukturordnungen und die Funktionsmöglichkeiten der Sprache manifestiert hat, können wir uns kein explizites, argumentativ verwendbares Gegenstandswissen über sie erarbeiten. Das im Sprachgefühl verankerte implizite Wissen von der Sprache ist unsystematisch, aber eben deswegen in vielen Hinsichten vielleicht auch sachadäquater. Es steckt seine Gegenstände nicht gleich in das

³ Brief Goethes an Schiller vom 19.12.1798, Goethes Briefe, Hamburger Ausgabe in 4 Bänden, Bd. 2, S. 362.

⁴ J. Hersch, Das philosophische Staunen, 1981.

Prokrustesbett von Theorien und Wahrnehmungsmustern, sondern nimmt sie als widerborstige, eigenständige Phänomene ernst, die den Erkennenden immanent dazu zwingen, sich selbst geistig zu bewegen, um geeignete Wahrnehmungsperspektiven für sie zu finden.

Geschichten über Sprache müssen einerseits immer auf unsere alltäglichen Erfahrungen mit Sprache und unsere alltäglichen Vorstellungen von Sprache Bezug nehmen, um verständlich zu sein. Sie müssen dieses allgemeine Wissen andererseits aber durch das Erzählen von außergewöhnlichen Erlebnissen mit Sprache auch transzendieren, um Neugier für das Thema *Sprache* zu wecken und uns zum Staunen über die Wirkungsmöglichkeiten der Sprache zu bringen. Um die Struktur dieser spannungsvollen Dialektik besser verstehen zu können, ist es hilfreich, sich die zeichentheoretische Unterscheidung von unmittelbarem und dynamischem Zeichenobjekt in der Semiotik von Charles Sanders Peirce zu vergegenwärtigen.⁵

Als *unmittelbares Zeichenobjekt* bezeichnet Peirce diejenige Objektvorstellung, die einem Zeichenträger kraft Konvention und Tradition spontan als Repräsentationsobjekt zugeordnet wird. Als *dynamisches Zeichenobjekt* bezeichnet er dagegen diejenige Vorstellungsgröße, auf die ein Zeichenträger zunächst nur indexikalisch als widerborstiges Referenzobjekt verweist und dessen spezifische Eigenschaften wir uns erst nach und nach durch zusätzliche Informationen bzw. durch den praktischen Umgang mit ihm erschließen können. Wenn wir diese heuristische Differenzierung akzeptieren und das Phänomen *Sprache* als ein empirisch zugängliches, eigenständiges dynamisches Objekt betrachten, dann lässt sich für ihre geistige Objektivierung ein kategorischer Imperativ formulieren, der für die narrativen Formen der Sprachreflexion konstitutiv ist: *Erzähle viele Geschichten über mich, damit du mich und meine Funktionsmöglichkeiten besser kennen lernst.*

Das durch Geschichten konstituierte dynamische Objekt *Sprache* bzw. das durch Geschichten vermittelte pragmatische Wissen von Sprache hat nun auch eine nicht zu unterschätzende mnemotechnische Funktion für die Speicherung unseres Sprachwissens. Begriffliche Aussagen über Sprache sind relativ schlecht memorierbar, wenn sie nicht provokativ zugespitzt sind oder wenn sie nicht zusätzlich von Bildern und Metaphern Gebrauch machen. Geschichten über Sprache bleiben dagegen recht gut im Gedächtnis haften, weil sie die Sprachproblematik in konkrete und gut vorstellbare Handlungsprozesse einbetten. Deshalb können Geschichten über Sprache das schon vorhandene Sprachwissen nicht nur gut exemplifizieren, sondern es auch zum brauchbaren Ausgangspunkt für präzisierende oder negierende Zusatzüberlegungen machen.

Theorien bzw. theoretische Aussagen über Sprache können diese Funktionen nicht so gut erfüllen, weil sie im Prinzip die Sprache nicht als dynamisches

⁵ Ch. S. Peirce, Collected Papers, 8.314.

Objekt vergegenwärtigen wollen, sondern eher dazu beizutragen versuchen, dass sich zumindest im wissenschaftlichen Sprachgebrauch ein präzises unmittelbares Zeichenobjekt für den Terminus *Sprache* herauskristallisiert. Während theoretische Aussagen über die Sprache als Behauptungen zugleich einen spezifischen Wahrheitsanspruch in einem korrespondenztheoretischen Sinne stellen, sind Geschichten über Sprache diesbezüglich sehr viel indifferenter und offener. Sie wollen allenfalls zeigen, welche Bewandnis es mit dem Phänomen *Sprache* hat. Deshalb stellen sie auch nur einen Wahrheitsanspruch im Sinne eines pragmatischen Fruchtbarkeitsanspruchs, aber nicht im Sinne eines begrifflichen Abbildungsanspruchs.

Die narrative Objektivierung von Wissen über Sprache ist weder dazu bestimmt, unseren konkreten Sprachgebrauch zu verbessern, noch dazu, unser begriffliches Wissen über das Sprachsystem zu optimieren. Es zielt lediglich darauf ab, uns eine umfassendere Einsicht darüber zu vermitteln, wie Mensch und Sprache ineinander verwickelt sind. Deshalb haben die narrativen Formen der Sprachreflexion auch eine genuine anthropologische Relevanz, da sie darauf aufmerksam zu machen versuchen, auf welcher elementaren Weise die Sprache die Wahrnehmung der empirischen und geistigen Welt des Menschen prägt.

Die hier entwickelten Überlegungen zu den narrativen Formen der Sprachreflexion und zu den konkreten Geschichten über Sprache sind insbesondere zwei Zielsetzungen verpflichtet. Einerseits soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass Geschichten über die Sprache kulturelle Erzeugnisse sind, die aus ganz bestimmten Erkenntnisinteressen an der Sprache hervorgegangen sind, und dass sich in diesen Geschichten dementsprechend auch eine ganz bestimmte, historisch qualifizierbare Sicht auf Sprache manifestiert hat. Andererseits soll darauf aufmerksam gemacht werden, dass das in Geschichten über Sprache niedergelegte Wissen von Sprache ein Zugangswissen ist, das nur partiell in begriffliches Gegenstandswissen überführt werden kann und das sich deshalb auch nicht als ein definitives, sondern nur als ein ergänzungsbedürftiges Wissen verstehen lässt. Ebenso wie sich die anthropologische und heuristische Relevanz von Mythen nicht abschließend auf den Begriff bringen lässt, so lässt sich auch die Sinnbildungskraft von Geschichten über Sprache nicht durch ein System theoretischer Aussagen über Sprache ersetzen. Geschichten über Sprache wollen Sprache nicht als begriffenes Objekt repräsentieren, sondern als ein zu begreifendes Objekt.

Die narrativen Formen der Sprachreflexion sind so gesehen auch immer als Formen einer unbegrifflichen Sprachphilosophie zu verstehen, die eher an der Ausarbeitung von Fragen als an der Formulierung von Antworten interessiert ist. Einerseits bündeln Geschichten über Sprache Erfahrungen mit Sprache und Denkperspektiven auf Sprache in übersichtlichen Sinngestalten. Andererseits fordern sie aber auch immanent dazu auf, die erzählten Erfahrungen mit Sprache begrifflich zu bewältigen. Obwohl Geschichten über Sprache

vordergründig nur individuelle Fälle erzählen, wollen sie im Prinzip im Einzelfall doch immer etwas Allgemeines durchschimmern lassen. Der heuristische Sinn der erzählten Exempel besteht deshalb darin, unser analogisierendes Denken anzuregen.

Bei der begrifflichen Interpretation der einzelnen Geschichten aus fast drei Jahrtausenden soll der Versuch gemacht werden, die in ihnen verarbeiteten Erfahrungen mit Sprache und das in ihnen sich manifestierende Interesse an Sprache in historischer und systematischer Sicht zu rekonstruieren. Dieses Bemühen kann die Sinnbildungsleistungen der jeweiligen Geschichten nicht ersetzen, sondern allenfalls hinsichtlich spezifischer Teilaspekte thematisieren. Ebenso wie die einzelnen Geschichten als Fenster zu werten sind, die uns bestimmte Blicke auf das Phänomen *Sprache* freigeben, so müssen auch die verschiedenen Interpretationsperspektiven als Fenster verstanden werden, die uns ganz bestimmte Blicke auf die komplexe Sinnstruktur der jeweiligen Geschichten über Sprache eröffnen.

II Die grundlegenden Ordnungsbegriffe

Die für Sachverhaltsbeschreibungen bzw. für Textinterpretationen verwendeten Basisbegriffe verdienen immer eine genauere Betrachtung, weil durch sie maßgeblich mitbestimmt wird, wie Phänomene für uns als Denkgegenstände in Erscheinung treten und wie sich Interpretationsprobleme für uns konstituieren. Deshalb ist es vorteilhaft, sich vorab Rechenschaft darüber abzulegen, welchen Sinn man den hier immer wieder verwendeten Ordnungsbegriffen *Form*, *Reflexion*, *Repräsentation* und *Perspektivität* zuordnen kann.

1. Der Formbegriff

Im üblichen Sprachgebrauch verwenden wir den Terminus *Form* meist in einer kontrastiven Opposition zum Terminus *Inhalt*. Dabei herrscht in der Regel die Vorstellung, dass Formen als Behältnisse verstanden werden können, in denen sich ein von ihnen unabhängiger Inhalt speichern und transportieren lässt. Die Form wird als etwas verstanden, was keinen Einfluss auf den Inhalt nimmt, sondern diesen allenfalls so zur Erscheinung bringt wie eine Verpackung einen verpackten Gegenstand.

Obwohl dieses Verständnis von Form auf den ersten Blick eine gewisse Plausibilität hat, lässt es sich im Hinblick auf durch Zeichen manifestierte Inhalte nicht halten, weil dabei das Interdependenzverhältnis von Form und Inhalt übersehen wird. Dieses wechselseitige Bedingungsverhältnis ist allerdings nicht leicht zu fassen. Es ist im Laufe der Kulturgeschichte auch sehr unterschiedlich akzentuiert und beurteilt worden. Diese unterschiedlichen Sichtweisen sollte man im Auge behalten, wenn man sich die Frage stellt, welches besondere Leistungsprofil die narrativen Formen der Sprachreflexion im Vergleich zu den begrifflichen haben oder haben können.

Im Bereich von Zeichen sind Formen und Inhalte sehr viel stärker miteinander verwachsen als das kontrastive Verständnis von Form und Inhalt nahe legt. Formen sind hier nicht als Behälter für Inhalte zu verstehen, sondern als interpretierende Repräsentationsweisen von ihnen, die ganz bestimmte Aspekte der von ihnen objektivierten und vermittelten Inhalte hervortreten lassen und andere abschwächen. Wenn man psychologisch denkt, dann könnte man sogar geneigt sein, Formen als Vorbedingungen für die Konkretisierung von Inhalten anzusehen, da sie bestimmen, was überhaupt als Inhalt in Erscheinung treten kann. Inhalte würden so gesehen nicht unabhängig von den

Formen existieren, in denen sie sich objektivieren, sondern müssten vielmehr als Produkte von Formen bzw. Formgebungen angesehen werden. Formen wären dementsprechend die entstehungsgeschichtlichen Grundlagen von Inhalten und keine Behälter, in die Inhalte nachträglich gesteckt würden.

Schon Platons Überlegungen zu den so genannten Ideen legen nahe, diese als vorgegebene Urformen zu verstehen, aus denen die empirisch fassbaren Einzelphänomene hervorgehen wie Siegelbilder aus Siegelformen. Formen können so betrachtet als ideelle Grundmuster bzw. als Begriffe verstanden werden, die allem individuell Gegebenen als eigentliche Realität vorausliegen. Dementsprechend werden für Platon die Ideen bzw. die Urformen auch nicht in sinnlichen Wahrnehmungen fassbar, sondern nur im Denken.

Diese Zwei-Welten-Lehre, in der zwischen der ursprünglichen Realität der Ideen und der abgeleiteten Realität der Erscheinungen unterschieden wird, ist für Aristoteles nicht akzeptabel gewesen. Er unterscheidet deshalb aspektuell zwischen Form und Stoff. Aber das sind für ihn keine eigenständigen Phänomene, sondern Phänomene, die erst durch ihre Verbindung Seiendes konstituieren. Das Allgemeine, das von Begriffen erfasst werden soll, existiert für ihn nicht außerhalb von Einzeldingen, sondern als Wesenssubstanz in ihnen. Begriffe repräsentieren für ihn deshalb nichts Präexistentes, sondern das innere Wesen des jeweils Beobachtbaren.

Im Laufe der abendländischen Geistesgeschichte hat dann der Formbegriff immer stärkeres Interesse auf sich gezogen und ist deshalb auch als sinnbildender Faktor immer stärker akzentuiert worden. Leibniz hat von der Form als einer tätigen Kraft (*vis activa*) gesprochen und Kant hat den Formbegriff zu den Reflexionsbegriffen gezählt, durch die das Verhältnis der gegebenen Vorstellungen zu ihren Erkenntnisquellen näher bestimmt werde. Durch diese Sicht ist der Formbegriff als strukturbildendes Ordnungsprinzip so stark in den Vordergrund des Interesses gerückt worden, dass beispielsweise in der bildenden Kunst die Gestaltung der Sicht auf die Dinge eine Dominanz über den Anspruch bekommen hat, das Wesen der Dinge zu repräsentieren.

Außerdem erfuhr der Formbegriff dadurch eine große Aufwertung, dass seit Shaftesbury und Humboldt von einer *inneren Form* gesprochen wurde, die als formbildende Kraft (*forming power*) hinter allen konkret wahrnehmbaren Formen stehe. Dadurch wurde der meist ziemlich statisch verstandene Formbegriff dynamisiert, was dazu führte, zwischen der Form als gestaltbildendes Prinzip (*forma formans*) und der Form als gestaltetes Produkt (*forma formata*) zu unterscheiden. Humboldt wollte deshalb auch die Sprache nicht als geformtes Werk (*Ergon*), sondern vielmehr als tätige Kraft (*Energiea*) verstanden wissen. „*Unter Form kann man nur Gesetz, Richtung, Verfahrensweise verstehen.*“¹ In dieser Sicht kann man den Formbegriff dann auch im Sinne eines

¹ W. v. Humboldt, Grundzüge des allgemeinen Sprachtypus, Gesammelte Schriften, Bd. V, S. 455. Vgl. auch W. Köller, Philosophie der Grammatik, 1988, S. 243ff.

Konkretisierungsprinzips verstehen, mit dem man einen interpretativen kognitiven Zugang zu den jeweiligen Gegenständen und Sachverhalten gewinnt und mit dessen Hilfe sich Phänomene erst als Wahrnehmungsphänomene konstituieren können.

Am umfassendsten hat wohl Cassirer den Formgedanken im Sinne eines struktur- und damit auch sinnbildenden Prinzips in seinem Konzept der *symbolischen Formen* ausgearbeitet. Obwohl er zunächst nur von fünf symbolischen Formen (*Sprache, Mythos, Kunst, Religion, Wissenschaft*) als grundlegenden geistigen Gestaltungsprinzipien gesprochen hat, so hat er doch später auch die *Technik* und die *Mathematik* zu den symbolischen Formen gerechnet. Im Prinzip spricht nämlich nichts dagegen, dieses Konzept auch auf weniger komplexe Ordnungsformen auszudehnen, wenn sie die Funktion erfüllen, einen bestimmten Sachbereich so zu ordnen, dass sich wahrnehmbare Gestalten von eigener Sinnprägnanz konstituieren. Deshalb hat beispielsweise auch der Kunsthistoriker Erwin Panofsky die Zentralperspektive in der Malerei als eine symbolische Form bezeichnet, weil durch sie Bilder so strukturiert würden, dass ganz spezifische Ordnungs- und Sinngestalten entstünden.²

Für Cassirer sind *symbolische Formen* bestimmte Stile der Weltaneignung und Gegenstandsbildung. Durch sie werde bestimmt, wie die Objektsphäre für die Subjektsphäre in Erscheinung treten könne. Da Cassirer der festen Überzeugung ist, dass Erkenntnisinhalte sich nicht allein von den ins Auge gefassten Phänomenen herleiten ließen, sondern dass immer auch die Mittel berücksichtigt werden müssten, mit denen diese Phänomene objektiviert würden, bestimmt er die einzelne *symbolische Form* als eine besondere Art des Sehens, die „ihre eigene Lichtquelle“ in sich trage.³ „Nicht Nachahmungen dieser Wirklichkeit, sondern Organe derselben sind jetzt die einzelnen symbolischen Formen, sofern nur durch sie Wirkliches zum Gegenstand der geistigen Schau gemacht und damit als solches *sichtbar* werden kann. Die Frage, was das Seiende an sich, außerhalb dieser Formen der Sichtbarkeit und Sichtbarmachung sein und wie es beschaffen sein möge: diese Frage muß jetzt verstummen. Denn sichtbar ist für den Geist nur, was sich ihm in einer bestimmten Gestaltung darbietet.“⁴

Bezeichnend ist nun, dass Cassirer weniger an den Trübungs- als an den Erhellungsfunktionen der symbolischen Formen bei der Objektivierung und Repräsentation von Erkenntnisinhalten interessiert ist. Außerdem ist er der festen Überzeugung, dass sich Erkenntnisse nicht durch reine Kontemplation erzielen ließen, sondern vielmehr nur durch strukturierende Handlungen. Eben darin können dann natürlich symbolische Formen als Handlungsstile eine grundlegende Rolle spielen. Eine Erkenntnistheorie, die die medialen Voraus-

² E. Panofsky, Die Perspektive als „symbolische Form“, 1927.

³ E. Cassirer, Wesen und Wirkung des Symbolbegriffs, 1976², S. 82.

⁴ E. Cassirer, a.a.O., S. 79.

setzungen der geistigen Objektivierungen und die Handlungsimplicationen von Erkenntnisprozessen nicht berücksichtigt, also all das, was man mit dem Begriff der Kultur in Zusammenhang bringen kann, ist für ihn nicht akzeptabel. „Denn der Inhalt des Kulturbegriffs läßt sich von den Grundformen und Grundrichtungen des geistigen Produzierens nicht loslösen: das 'Sein' ist hier nirgends anders als im 'Tun' erfassbar.“⁵

Heute wird nicht nur in den Kulturwissenschaften, sondern auch in den Naturwissenschaften von unterschiedlichen Objektivierungsstilen bzw. Diskursstilen gesprochen. Diese werden dann keineswegs nur als unterschiedliche Darstellungsformen für identische Inhalte verstanden, sondern als unterschiedliche Denkstile, die zur Ausbildung eigenständiger Sinngestalten führen, deren Wahrheitsgehalt insofern nicht direkt gegeneinander abgewogen werden kann, als sie perspektivisch auf ganz andere Aspekte der jeweils ins Auge gefassten Phänomene Bezug zu nehmen versuchen. Unterschiedliche wissenschaftliche Stile können dementsprechend dann auch als unterschiedliche kulturelle Stile der Weltaneignung verstanden werden.⁶

Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen ist es sicher nicht abwegig, die Vorstellung von narrativen und begrifflichen Formen der Sprachreflexion mit dem Konzept der *symbolischen Formen* bzw. mit dem Konzept der *kulturellen Denkstile* in Zusammenhang zu bringen. Beide Formen der Sprachreflexion lassen sich als besondere Stile der geistigen Objektivierung und Repräsentation des Phänomens *Sprache* verstehen, die ihre eigenen Erkenntnisinteressen und Lichtquellen in sich tragen und die uns auf ganz unterschiedliche Dimensionen von Sprache aufmerksam zu machen versuchen. Beide Reflexionsformen sind eigenständige Erfassungsformen für Sprache, die eine besondere Prägnanz haben, aber eben dadurch auch eine besondere Ergänzungsbedürftigkeit, insofern sie ganz unterschiedliche Modi der Wahrnehmung von Sprache repräsentieren.

Das Verständnis von Formen als Mitteln der Gegenstandsobjektivierung schließt natürlich nicht aus, das Formproblem auf einer Metaebene selbst wieder zu einem eigenständigen Sachproblem zu machen und in besonderen Denkansätzen die Leistungsfähigkeit von Objektivierungsformen kontrastiv voneinander abzugrenzen. Deshalb sollen hier auch theoretische Überlegungen zum Stellenwert von begrifflichen und narrativen Formen der Sprachreflexion den eigentlichen Textinterpretationen vorangestellt werden, um kenntlich zu machen, welchen potenziellen Erkenntniswert die vorgestellten Texte für die Aufklärung der Sprachproblematik haben können.

⁵ E. Cassirer, *Philosophie der symbolischen Formen*, Bd. 1, 1964⁴, S. 11.

⁶ Vgl. B. Weiss, „Stil“. Eine vereinheitlichende Kategorie in Kunst, Naturwissenschaft und Technik? In: E. Knobloch (Hrsg.), *Wissenschaft, Technik, Kunst*, 1997, S. 147-163.

2. Der Reflexionsbegriff

Wenn im alltäglichen Sprachgebrauch im Bereich des Denkens der Terminus *Reflexion* verwendet wird, dann verstehen wir darunter in der Regel ein intensives prüfendes Nachdenken über bestimmte Sachverhalte, das eine große Nähe zu den Wissenschaften hat und das dazu dient, ein schon vorhandenes Gegenstandswissen zu präzisieren, zu vertiefen und mit anderem zu verbinden. Reflexionen über Sprache hätten dementsprechend dann das Ziel, Sprache als spezifischen Denkgegenstand zu isolieren und hinsichtlich seiner Struktureigenschaften und Funktionsmöglichkeiten besser kennen zu lernen.

Solche Reflexionsprozesse lassen sich zwar im Rahmen der Wissenschaften hinsichtlich ihres Sachbezuges und ihrer Erkenntnisinteressen methodisch einschränken, aber hinsichtlich ihrer Ziele, ihres Umfangs und ihrer Verfahren können ihnen im Prinzip keine festen Grenzen gesetzt werden. Außerdem haben Reflexionsprozesse eine immanente Neigung zur Selbstbezüglichkeit, insofern sie sich natürlich auch auf die Mittel richten können, mit denen sie sich ins Werk setzen.

In umfassenden Reflexionsprozessen gibt es beim Denken immer eine Spannung zwischen der gegenstandsthematischen und der reflexionsthematischen Ausrichtung der einzelnen Denkschritte. Seit sich die einzelnen Fachwissenschaften aus der Philosophie ausgegliedert haben, wird deshalb die Philosophie als genuine Heimat solch umfassender Reflexionsprozesse angesehen, insofern ihr die Aufgabe zugewachsen ist, sich nicht nur Gedanken über spezifische Sachverhalte zu machen, sondern auch darüber, auf welche Weise wir Wissen über diese Sachverhalte erwerben können.⁷

In der Sprachwissenschaft wird in der Regel sachthematisch gedacht, solange sich das Interesse auf bestimmte Strukturprobleme des Sprachsystems oder auf bestimmte Verwendungsmöglichkeiten von Sprache richtet. Wenn es aber darum geht, sich ein allgemeines Bild von der anthropologischen Relevanz des Phänomens *Sprache* zu machen, dann muss auch reflexionsthematisch über Sprache nachgedacht werden, weil sich die Frage stellt, auf welche Weise ein solches Wissen von der Sprache objektiviert und vermittelt werden kann und welcher Stellenwert sich diesem Wissen jeweils zuschreiben lässt. Da also umfassende Reflexionsprozesse sich auch immer mit den medialen Bedingungen des Erwerbs und der intersubjektiv nachvollziehbaren Objektivierung des Wissens zu beschäftigen haben, ist es hilfreich, sich die Genese des Reflexionsbegriffs zu vergegenwärtigen, weil sich dadurch gut veranschaulichen lässt, inwiefern das Objektivierungsmedium Einfluss auf das mit ihm erzeugte und repräsentierte Wissen nimmt.

⁷ Vgl. J. Zimmer, *Reflexion*, 2001.

Der Terminus *Reflexion* stammt ursprünglich aus dem Bereich der Optik, wo er dazu dient, die Rückbeugung von Lichtwellen bzw. die Rückspiegelung von Dingen mit Hilfe eines spiegelnden Mediums zu bezeichnen. Dieses Strukturverhältnis, dass nämlich etwas mit Hilfe von etwas anderem für ein wahrnehmendes Subjekt präsent gemacht wird, lud natürlich dazu ein, von der anschaulichen Ebene der Optik auf die unanschauliche Ebene der Kognition übertragen zu werden, da ohnehin die Strukturbedingungen des Sehens immer wieder über Metaphern mit denen des Erkennens analogisiert worden sind (*Perspektive, Sichtweise, Einsicht, Überblick* usw.). Die Modellierung von kognitiven Objektivierungs- und Wahrnehmungsprozessen nach dem Bilde von optischen ist nun aber keineswegs problemlos, da eine allzu naive Analogisierung durchaus in die Irre führen kann.

Problematisch wird das optische Verständnis der Reflexion für die Modellierung kognitiver Reflexionsprozesse insbesondere dann, wenn dabei an einen Widerspiegelungsprozess gedacht wird, bei dem ein fest vorgegebener Wahrnehmungsgegenstand gleichsam auf einer anderen Wahrnehmungsebene verdoppelt wird. Ein solches Verständnis von Reflexionsprozessen ist nämlich sowohl auf der Ebene der Optik als auch auf der der Kognition bzw. der Zeichen inadäquat.

Genau besehen verdoppeln auch optische Spiegelungen das Gespiegelte nicht, sondern repräsentieren es nur auf ganz spezifische Weise für ein wahrnehmendes Subjekt. Das Spiegelbild verwandelt beispielsweise dreidimensionale Phänomene in zweidimensionale, es grenzt das Gespiegelte aus seinem natürlichen Zusammenhang aus und macht es auf diese Weise analytisch zu einem Einzelteil eines größeren Ganzen, es integriert das Gespiegelte in neue Kontexte und gibt ihm eben dadurch einen anderen Stellenwert und eine andere Physiognomie und Qualität. Je nach der Struktur des spiegelnden Mediums (Glasspiegel, Metallfläche, Wasseroberfläche) wird das Gespiegelte als Erscheinungsbild mehr oder weniger verzerrt, verfärbt, verdunkelt oder verwischt. Das bedeutet strukturell, dass im Prinzip schon jeder einfache optische Reflexionsprozess als ein Transformationsprozess zu werten ist, in dem bestimmte Aspekte des Gespiegelten akzentuiert, verdeutlicht oder verändert werden. Eben weil das spiegelnde Medium eine strukturierende Funktion für die Konstitution von Spiegelbildern hat, können auch optische Reflexionsprozesse im Prinzip als Interpretations- bzw. Sinnbildungsprozesse verstanden werden, da die physische Beschaffenheit und der methodische Einsatz des spiegelnden Mediums bestimmt, wie das jeweils Gespiegelte im Spiegelbild in Erscheinung tritt bzw. wie im Reflexionsprozess die Objektsphäre für die wahrnehmenden Subjekte zugänglich wird. Das gilt in optischen Wahrnehmungsprozessen nicht nur von spiegelnden Flächen als Reflexionsmedien, sondern auch von sensorischen Wahrnehmungsmedien, wie beispielsweise den Augen. Ob mit einem Linsenaugen oder mit einem Facettenaugen wahrgenommen wird, bedingt, welche Aspekte von Wahrnehmungsgegenständen re-

gistriert und wie diese Einzelaspekte zu Wahrnehmungsgestalten zusammengeführt werden.

Aus diesen Hinweisen ist nicht abzuleiten, dass die jeweiligen Spiegelungs- und Wahrnehmungsmedien ihre Spiegelbilder und Wahrnehmungsinhalte frei schaffen können, sondern nur, dass sie Einfluss darauf nehmen, wie etwas für eine wahrnehmende Instanz in Erscheinung treten kann. Diese Strukturbedingung ist zu beachten, wenn wir optische Reflexionsprozesse als Modelle für kognitive Reflexionsprozesse verwenden und danach fragen, was in kognitiven Spiegelungs- und Objektivierungsprozessen Medienfunktion hat und welche Einflüsse auf die Sinnbildung von diesen Medien ausgehen.

Auf einer sehr fundamentalen Ebene kann die Struktur unserer Vernunft bzw. unseres Erkenntnisapparates als ein Medium kognitiver Objektivierungsprozesse betrachtet werden, insofern von ihr apriorische Einflüsse auf die Ausbildung von Vorstellungsinhalten ausgehen, auf die wir keine Einwirkungsmöglichkeiten haben und zu denen wir uns auch schwerlich konkrete Alternativen zu denken vermögen. Viel interessanter sind demgegenüber die kulturell entwickelten Denk- und Objektivierungsmuster als Medien kognitiver Reflexionsprozesse. Alle Arten kultureller Formen und Zeichen (Begriffe, Theorien, Frageweisen, Objektivierungsverfahren, Sinnbilder, Textmuster usw.) sind als Medien kognitiver Reflexionsprozesse anzusehen, die das in ihnen Gespiegelte auf je unterschiedliche Weise perspektivisch zugänglich machen. Seit Leibniz wird deshalb sowohl im Hinblick auf Menschen als auch im Hinblick auf die von ihnen entwickelten Objektivierungsmittel gerne als von *lebenden* oder *schaffenden Spiegeln* gesprochen, die auf je eigene Weise Spiegelbilder von etwas herstellen, was als von ihnen unabhängig gedacht wird.⁸

Wenn man sich dieser Strukturverhältnisse bewusst ist, dann überschneiden sich die Begriffe *Reflexion*, *Repräsentation*, *Objektivierung* und *Interpretation* in großen Teilen. Alle wollen auf den Tatbestand aufmerksam machen, dass in jede Objektwahrnehmung immer etwas aus der Subjektsphäre einfließt, insofern die wahrnehmenden Subjekte immer intuitiv oder bewusst entscheiden müssen, mit welchen Spiegelungstechniken bzw. Medien und Reflexionsformen sie sich bestimmte Phänomene als Objekte des Denkens repräsentieren wollen. Die verschiedenen Formen der Reflexion sind so betrachtet immer auch verschiedene Objektivierungs- und Interpretationsformen. Diese stehen vordergründig zwar immer in einer gewissen Oppositionsrelation zueinander, aber hintergründig eher in einer Ergänzungsrelation, da alle Wahrnehmungsprozesse eine selektive perspektivische Grundstruktur haben und immer nur Teilaspekte der jeweilig ins Auge gefassten Phänomene erfassen können.

Wenn man den Reflexionsprozess in der beschriebenen Weise versteht, dann ist gut nachvollziehbar, dass Reflexionsprozesse logisch gestuft werden

⁸ Vgl. R. Konersmann, *Lebendige Spiegel*, 1991.

können, dass sie sich auf anderes und auf sich selbst ausrichten können, dass sich in ihnen ein Gegenstandsbewusstsein und ein Reflexionsbewusstsein ausbilden kann und dass sich in ihnen der Wahrnehmungsprozess selbst, also die Interdependenz von Objektsphäre und Subjektsphäre, zum Thema machen lässt. Wenn sich Reflexionsprozesse intentional nicht nur sachthematisch, sondern auch reflexionsthematisch orientieren, dann muss das Gedachte methodisch einerseits immer vom Denken bzw. Reflektieren unterschieden, aber andererseits auch immer wieder mit ihm verknüpft werden, insofern es unter diesen Umständen ja darum geht, den Einfluss von Denkprämissen, Denkstrategien und Denkmitteln auf die Ausbildung von Denkergebnissen aufzuklären.

Die immanente Tendenz von Reflexionsprozessen, von einem Fremdbezug in einen Selbstbezug überzugehen, ist methodisch nicht leicht zu beherrschen. Das gelingt nur, wenn man sich genaue Rechenschaft über den Ausgangspunkt, die medialen Bedingungen und die Zielsetzungen von Denkoperationen ablegt. Reflexion als gründliches Nachdenken über bestimmte Sachverhalte schließt auch ein gründliches Nachdenken über die jeweils praktizierte Denkstruktur ein.

Im Rahmen der Philosophie wird diese Ausweitung des Denkens auf seine eigenen Voraussetzungen im Anschluss an Kant meist als transzendente Reflexion bezeichnet, da in ihr all das aufgeklärt werden soll, was an bedingenden Strukturen vor der Ausbildung konkreter Vorstellungen und Denkinhalte liegt. Das so erzielte Metawissen zum Gegenstandswissen nimmt diesem natürlich etwas von seiner Unmittelbarkeit und Autarkie, weil sich dadurch jede feste, vorgegebene Gegenständlichkeit in eine konstituierte Gegenständigkeit transformiert. Dadurch ergibt sich das psychologische Problem, dass die Gegenstände des Denkens nicht mehr die Rolle eines eigenständigen Dialogpartners spielen, an dem sich die Subjekte abarbeiten können, aber an denen sie eben deshalb auch einen Halt zu finden vermögen. Infolgedessen entsteht dann sehr leicht eine Sehnsucht nach rein gegenstandsbezogenen Wahrnehmungsformen oder nach einer absoluten Reflexion, in der das Gegenstandswissen und das Reflexionswissen nicht mehr in einer als negativ empfundenen Spannung zueinander stehen bzw. in der die verschiedenen Wissensinhalte und Wissensformen nicht mehr als Entzweigungsformen von Wissen verstanden werden. Aufschlussreich für diese Problematik ist nicht nur der biblische Mythos vom *Baum der Erkenntnis*, sondern auch Kleists Schrift *Über das Marionettentheater*.

Kaum zu zweifeln ist sicher daran, dass die narrative Thematisierung von Sprache eine spezifische Form der Reflexion bzw. der Wahrnehmung von Sprache ist. Strittig ist aber sicher, welcher Rang dieser Form der Objektivierung von Sprache zugeordnet werden kann und ob in den begrifflichen Objektivierungsformen von Sprache die narrativen nach Hegel im mehrfachen Sinne des Wortes aufgehoben werden, d.h. beseitigt, bewahrt und emporgehoben.

3. Der Repräsentationsbegriff

Das Spannungsverhältnis in Reflexionsprozessen zwischen dem Gegenstandsbewusstsein auf der einen Seite und dem Reflexionsbewusstsein auf der anderen Seite lässt sich auch ganz gut durch den Begriff *Repräsentation* erläutern. Dieser spielt naturgemäß bei der Wahrnehmung von Zeichen und insbesondere von sprachlichen Zeichen eine zentrale Rolle, da Zeichen ja ganz entscheidende Medien der Reflexion sind, insofern in geistigen Reflexionsprozessen einerseits von den im Zeichen repräsentierten Wissen Gebrauch gemacht wird und andererseits das Ergebnis von Reflexionsprozessen wieder in Zeichen konkretisiert und manifestiert werden muss.

Der Terminus *Repräsentation* leitet sich von dem lateinischen Verb *repraesentare* ab, das ein breit gefächertes Bedeutungsspektrum hat. Dieses reicht von *vergegenwärtigen* über *veranschaulichen*, *nachahmen* und *verwirklichen* bis zu *bar bezahlen*, wobei das Präfix *re-* nicht nur auf das Merkmal der Wiederholung, sondern auch auf das der Intensivierung aufmerksam machen kann. Der abstrakte Begriff *repraesentatio* war dementsprechend dazu bestimmt, etwas klar Fassbarem (Bild, Zeichen, Person, Handlung, Münze usw.) eine Stellvertretungs- bzw. Verweisfunktion auf etwas anderes zuzuordnen, das entweder räumlich, zeitlich oder sinnlich nicht klar fassbar war oder das wegen seiner Komplexität nicht gut überschaut werden konnte.⁹

Diese Hintergründe machen deutlich, dass der Repräsentationsbegriff im Sinne des Stellvertretergedankens als eine Variante des Zeichenbegriffs anzusehen ist, wobei der Zeichenbegriff unsere Aufmerksamkeit allerdings stärker darauf konzentriert, worauf das Zeichen referenziell Bezug nimmt und der Repräsentationsbegriff hingegen stärker darauf, welche psychischen und kognitiven Implikationen mit dem jeweiligen Vergegenwärtigungs- und Objektivierungsprozess verbunden sind. Gemeinsam ist dem Zeichenbegriff und dem Repräsentationsbegriff aber, dass das Bezeichnete bzw. Repräsentierte von so großer Komplexität ist, dass das Stellvertretende das jeweilige Bezugsphänomen nicht in seiner ganzen Totalität vertritt, sondern nur in bestimmten Hinsichten.

Bei Repräsentationen ist zu beachten, dass das Repräsentierende nicht ganz hinter seiner Repräsentationsfunktion verschwindet, was beispielsweise bei konventionalisierten Zeichen in der Regel der Fall ist, sondern sich selbst mehr oder weniger deutlich ins Spiel bringen darf, ja soll. So erwartet man beispielsweise von einem Anwalt, dass er nicht nur seinen Mandanten als Person vertritt, sondern zugleich auch ein juristisches Wissen ins Spiel bringt, über das sein Mandant gerade nicht verfügt. Auch ein Abgeordneter soll nicht nur seine Wähler im Sinne eines Sprachrohrs repräsentieren, sondern soll in

⁹ Vgl. H. Hofmann, *Repräsentation*, 1974.

Entscheidungsprozessen auch sich selbst und sein Gewissen geltend machen. So gesehen lässt sich sagen, dass eine Geschichte über Sprache auch nicht nur das Phänomen Sprache vergegenwärtigen soll, sondern darüber hinaus auch noch weitere Phänomene ins Spiel bringen darf, die direkt oder indirekt mit der Wahrnehmung des Phänomens *Sprache* verbunden sein können, wie etwa die Phänomene *Staunen*, *Unterhaltung*, *Anschaulichkeit*, *Memorierbarkeit* usw. Geschichten über Sprache müssen im Kontext des Repräsentationsgedankens nicht vertuschen, dass sie eine Erzählstruktur haben, sondern dürfen das geradezu als mediale Hilfe reflexionsthematisch akzentuieren.

Repräsentationen vergegenwärtigen als Abbilder zwar ein Original bzw. ein Urbild, aber sie verdoppeln es nicht im Sinne eines Gipsabdrucks, sondern bringen es vielmehr so in das Bewusstsein der Rezipienten, dass es für diese geistig assimilierbar wird. Deshalb muss man auch einräumen, dass Repräsentationen zwar nicht in einem ontischen, aber in einem wahrnehmungspsychologischen Sinne dem jeweils Repräsentierten vorausgehen.

Da wir uns keinen absolut zeichenfreien bzw. medienunabhängigen Zugang zum jeweils Repräsentierten verschaffen können, lässt sich das Repräsentierte auch nicht direkt mit seinen Repräsentationen vergleichen. Allenfalls können wir verschiedene Repräsentationsformen und Repräsentationsverfahren miteinander vergleichen und daraus Hypothesen über die 'Natur' des Repräsentierten ableiten bzw. Entscheidungen darüber treffen, welche der Repräsentationen uns auf Grund welcher pragmatischer Objektivierungsbedürfnisse sinnvoller als andere erscheinen. Da uns ein gottgleicher Blick von nirgendwo auf die ins Auge gefassten Phänomene prinzipiell verwehrt ist, bleibt uns nur der Blick auf sie durch die Brille der verschiedenen für sie entwickelten Repräsentationsformen.

Insofern wir etwas nicht *an sich*, sondern nur *als etwas* wahrnehmen und erkennen und insofern wir eine natürliche Tendenz haben, Teilwahrnehmungen zu komplexen Wahrnehmungsgestalten zu verschmelzen, stellt sich das Problem, wieweit der Repräsentationsgedanke mit den verschiedenen Spielarten des erkenntnistheoretischen Idealismus und Realismus verbunden werden kann. Eine Verbindung mit dem Idealismus ist nicht möglich, wenn dieser soweit geht, dass er die Repräsentation von Phänomenen als Bedingung für die Annahme ihrer Existenz ansieht und nicht nur als Vorbedingung für ihre Zugänglichkeit. Der Repräsentationsgedanke geht nämlich immer davon aus, dass das Repräsentierte unabhängig davon existiert, ob von ihm Repräsentationen bzw. Spiegelbilder hergestellt werden. Er ist weiterhin durch die Annahme geprägt, dass das zu Repräsentierende kein passives Material für Repräsentationen ist, sondern dass es allen Repräsentationsanstrengungen Widerstand leistet und dass es letztlich nur multiperspektivisch erfasst werden kann. Hinsichtlich der Ausbildung von Wahrnehmungsperspektiven durch Wahrnehmungssubjekte ergeben sich dann allerdings Anknüpfungspunkte zum erkenntnistheoretischen Idealismus. Mit dem erkenntnistheoretischen Realismus

lässt sich der Repräsentationsgedanke dann verbinden, wenn von diesem nicht behauptet wird, dass die Dinge sich so repräsentieren lassen wie sie sind, sondern nur behauptet wird, dass die Dinge eine Seinsweise haben, die unabhängig von ihren möglichen Repräsentationsweisen ist und dass die jeweiligen Objektivierungsweisen nur verbesserbare Versuche darstellen, die Seinsweise der Dinge aspektuell zu erfassen.¹⁰

Wenn zwischen dem Repräsentierten und der Repräsentation eine völlige oder weitgehende Identität bestünde, dann würde sich die pragmatische Funktion der Repräsentation verflüchtigen. Deshalb ist für jede Repräsentation die Spannung von Anwesenheit und Abwesenheit des Repräsentierten konstitutiv und prägend. Eine Repräsentation ist immer eine Interpretation und eine Vermittlung des Repräsentierten im Hinblick auf bestimmte Zwecke. Peirce hat deshalb die Repräsentation auch prinzipiell als eine Zeichenrelation bzw. als ein Phänomen der Drittheit bestimmt, bei der mit einem Repräsentierenden auf ein Objekt in einer bestimmten Interpretationsperspektive Bezug genommen wird.¹¹

Repräsentationen müssen sich keineswegs immer in Form konventionalisierter Zeichen realisieren. Sie können auch in Form von natürlichen Anzeichen sowie in Form von Erfahrungsmustern, Vorstellungen, Textmustern oder individuellen Geschichten Gestalt gewinnen, wenn etwas auf etwas anderes verweist. Es ist auch nicht immer leicht, eine scharfe Grenze zwischen dem zu ziehen, was als Repräsentationsmittel gelten soll, und dem, was als repräsentierter Inhalt verstanden werden soll. Das fällt insbesondere dann schwer, wenn zwischen dem Repräsentierenden und dem Repräsentierten keine konventionelle, sondern eine ikonische Relation vorliegt, in der etwas kraft Analogie repräsentiert wird (Porträt von Personen), oder wenn eine indexikalische Relation vorliegt, in der etwas kraft Kausalität ins Bewusstsein gerufen wird (Rauch als Hinweis auf Feuer).

Da Repräsentationen nur mit Hilfe bestimmter Medien Gestalt gewinnen, ist es nicht immer leicht, reflexionsthematisch zwischen dem Repräsentationsmittel und seiner Repräsentationsfunktion auf der einen Seite und dem repräsentierten Phänomen auf der anderen Seite zu unterscheiden. Aber gerade der immanente Zwang, immer wieder zwischen beiden unterscheiden zu müssen, ermöglicht es uns, das Repräsentierte in unterschiedlichen Wahrnehmungsperspektiven genauer kennen zu lernen und uns Rechenschaft darüber abzulegen, hinsichtlich welcher Aspekte wir es kennen gelernt haben bzw. es kennen lernen möchten. Repräsentationen müssen als medial gebundene Interpretationsanstrengungen gewertet werden, die durch individuelle und kulturelle Komponenten geprägt werden. Dabei spielt dann auch eine wichtige

¹⁰ Vgl. J.R. Searle, *Die Konstruktion der gesellschaftlichen Wirklichkeit*, 1997, S. 162ff.

¹¹ Ch: S. Peirce, *Collected Papers*, 8.328-332. Vgl. auch W. Köller, *Der sprachtheoretische Wert des semiotischen Zeichenmodells*, in: K.H. Spinner (Hrsg.), *Zeichen, Text, Sinn*, 1977, S. 36ff.

Rolle, ob das zu Repräsentierende, wie beispielsweise die *Sprache*, als statisches Strukturphänomen oder als dynamisches Aktionsphänomen angesehen wird, ob es in Begriffssysteme oder in Handlungszusammenhänge eingeordnet werden soll, ob morphologische oder funktionelle Erkenntnisinteressen im Vordergrund der Repräsentationsanstrengungen stehen sollen usw.

Da Repräsentationen prinzipiell dazu dienen, Phänomene nicht nur ins Bewusstsein zu rufen, sondern zugleich auch mit anderen in Beziehung zu bringen, setzen sie auch immer eine gewisse Distanz zu dem jeweils zu Repräsentierenden voraus. Das unmittelbar Erlebte lässt sich nicht befriedigend repräsentieren, weil es zunächst oft nur als Konglomerat von Einzeleindrücken wahrgenommen wird. Gestalt gewinnt es erst dann, wenn es durch implizite und explizite Interpretationen zu einem repräsentierbaren Phänomen geworden ist. Deshalb hat jede Repräsentation sowohl einen Bezug zur Objektsphäre als auch einen solchen zur Subjektsphäre, weil in ihr die Spannung zwischen der Seinsweise von Phänomenen auf der einen Seite und den Wahrnehmungsinteressen von Subjekten auf der anderen Seite zum Ausgleich gebracht werden muss.

4. Der Perspektivitätsbegriff

Neben dem Form-, Reflexions- und Repräsentationsbegriff kann auch der Perspektivitätsbegriff dabei helfen, grundlegende Strukturen von Wahrnehmungs- und Interpretationsprozessen aufzuklären, weil durch ihn in erhellender Weise auf die Interdependenz von Objektsphäre und Subjektsphäre in Objektivierungsprozessen aufmerksam gemacht werden kann. Ebenso wie die schon erörterten drei Begriffe muss auch der Perspektivitätsbegriff als ein grundlegender Strukturbegriff für die Analyse von Erkenntnisprozessen angesehen werden bzw. als ein anthropologisches Urphänomen, das alle optischen und kognitiven Wahrnehmungsprozesse von Menschen auf fundamentale Weise prägt. In den erkenntnistheoretischen Spekulationen der Spätantike und des Mittelalters sind deshalb nur Gott und die Engel von der prägenden Macht dieses Urphänomens ausgenommen worden.¹²

Der Perspektivitätsbegriff wird hier als ein Ordnungsbegriff verstanden, mit dem alle Faktoren und Strukturphänomene zusammengefasst werden, die sowohl in optischen als auch in kognitiven Wahrnehmungs- und Objektivierungsprozessen wirksam werden. Mit Hilfe der drei Unterbegriffe *Aspekt*, *Sehepunkt* und *Perspektive* kann seine Struktur recht gut erläutert werden.

Mit dem Begriff *Aspekt* lässt sich die Objektorientierung des Perspektivitätsbegriffs bzw. menschlicher Wahrnehmungsprozesse thematisieren. Als Wesen in Raum, Zeit und Kultur, die biologisch mit einem bestimmten Wahr-

¹² Vgl. W. Köller, *Perspektivität und Sprache*, 2004, S. 6ff.

nehmungs- und Erkenntnisapparat ausgestattet sind, können Menschen die ihnen begegnenden Phänomene nicht in ihrer ganzen Totalität erfassen, sondern nur hinsichtlich derjenigen Aspekte, die unter diesen Rahmenbedingungen wahrnehmbar sind. Die mit der Aspektwahrnehmung verbundene Einschränkung des Erkennens ist prinzipiell nicht aufzuheben, sondern nur dadurch abzumildern, dass die jeweiligen Partialwahrnehmungen im Verlaufe von umfassenden Wahrnehmungsprozessen durch andere ergänzt werden. Obwohl zuweilen die Vorstellung herrscht, dass begriffliche Wahrnehmungen im Gegensatz zu optischen als Wesenwahrnehmungen im Sinne von Totalwahrnehmungen anzusehen sind, zeigt ein genauerer Blick doch, dass eine solche Vorstellung illusionär ist. Auch begrifflich objektivierete Wahrnehmungen erfassen Phänomene nur aspektuell, weil sie auf die mediale Hilfe von kulturellen Objektivierungsmustern und Objektivierungsstrategien angewiesen sind.

Mit dem Begriff *Sehepunkt* lässt sich die Subjektorientierung des Perspektivitätsbegriffs bzw. menschlicher Wahrnehmungsprozesse thematisieren. Dieser Begriff ist im 18. Jahrhundert von Chladenius ausgearbeitet worden, um bestimmte Darstellungsprobleme der Geschichtsschreibung zu kennzeichnen. Er muss aber als ein hermeneutischer Grundbegriff angesehen werden, zu dem es eine Reihe von Synonyma gibt (*Gesichtspunkt*, *Standpunkt*, *Blickpunkt*, *Standort*, *Erkenntnisinteresse* usw.). Er ist deshalb auch nicht nur räumlich und zeitlich zu verstehen, sondern auch kulturell und kognitiv. Er soll uns darauf aufmerksam machen, dass die räumliche, zeitliche und geistige Position des Wahrnehmenden bzw. die von ihm verwendeten Objektivierungsmedien immer präjudizieren, welche Aspekte von Phänomenen man überhaupt in den Blick bekommt und welche nicht. Die Wahrnehmungssubjekte können durch eine räumliche und geistige Eigenbewegung ihre Sehepunkte und damit auch ihre konkreten Aspektwahrnehmungen ändern, aber sie können das Prinzip der Aspektwahrnehmung nicht aufheben.

Mit dem Begriff *Perspektive*, der genuin strukturorientiert ist, lässt sich die Korrelation bzw. die Interdependenz der Objektsphäre und der Subjektsphäre thematisieren. Durch ihn lässt sich beschreiben, wie Subjekte in die Welt der Objekte hineingleiten und welche Hilfen dabei die jeweiligen Wahrnehmungs- und Objektivierungsmedien bieten. Perspektiven bedingen, auf welche Weise Objekte für Subjekte in Erscheinung treten können und wie etwas zu einem aspektuell beschreibbaren Wahrnehmungsobjekt werden kann. Die Ausbildung von Perspektiven ist einerseits abhängig von unabweisbaren praktischen Erfahrungen mit einem Phänomen und andererseits von dem Einfallsreichtum der Subjekte bei der Wahl von Sehepunkten und medialen Hilfsmitteln. Der Perspektivebegriff verdeutlicht, dass Wahrnehmungsinhalte weder als Erfassungen von Dingen an sich angesehen werden können noch als reine Konstrukte von Subjekten, sondern nur als Sinngestalten, die aus perspektivisch gebundenen Interpretationsprozessen hervorgegangen sind, welche

sich letztlich an bestimmten pragmatischen Differenzierungsinteressen orientieren. Das bedeutet, dass jeder Anspruch auf Realismus, der das Phänomen *Perspektive* bzw. *Perspektivität* unberücksichtigt lässt, letztlich illusionär ist. Zu Recht hat deshalb Rombach die These formuliert: „*Perspektivität ist der Realismus der Wahrnehmung*.“¹³

Begriffliche und narrative Formen der Reflexion über Sprache sind ganz offensichtlich als unterschiedliche perspektivische Zugänge zu dem Phänomen *Sprache* anzusehen, die nicht gegeneinander ausgespielt, sondern vielmehr aufeinander bezogen werden sollten. Das ist auf zweierlei Weise möglich. Zum einen kann man mit Hilfe von Theorien und begrifflichen Reflexionen prüfen, auf welche Weise sich das Phänomen *Perspektivität* in Geschichten über Sprache bemerkbar macht bzw. welchen spezifischen perspektivischen Zugang die einzelnen Geschichten zu ihrem Gegenstand *Sprache* suchen. Zum anderen kann man mit Hilfe des Sprachwissens, das sich in Geschichten manifestiert, den Geltungsanspruch von Sprachtheorien relativieren und zeigen, welchen spezifischen perspektivischen Zugang diese Theorien zu dem Phänomen *Sprache* suchen bzw. als was sie Sprache jeweils ansehen möchten.

Solange man Sprache nur als ein Systemgebilde wahrnehmen will und sich auch nur darüber zu verständigen sucht, solange kann man gut und gerne auf die narrativen Formen der Sprachreflexion verzichten. Wenn man allerdings die Sprache als ein Handlungsinstrument wahrnehmen möchte und sich für die Funktionsmöglichkeiten der Sprache interessiert, dann haben begriffliche Beschreibungs- und Reflexionsformen eine natürliche Grenze, weil sich durch sie komplexe Funktionszusammenhänge nicht auf exemplarische Weise in Handlungszusammenhängen veranschaulichen lassen.

Das bedeutet, dass man die narrativen Objektivierungsformen für Sprache nicht als bloß unterhaltende Geschichten oder gar als Märchen über Sprache abtun kann, sondern dass man sie als kognitive Perspektivierungsanstrengungen besonderer Art ernst nehmen muss. Zwar gehen diese Objektivierungsanstrengungen den begrifflichen phylogenetisch und ontogenetisch voraus, aber deswegen haben sie keine mindere, sondern allenfalls eine fundamentalere Qualität. Ebenso wie man die These Hegels anzweifeln kann, dass „*die Kunst nach der Seite ihrer höchsten Bestimmung für uns ein Vergangenes*“ sei und von der Philosophie im mehrfachen Sinne des Wortes aufgehoben würde¹⁴, so kann man auch die These anzweifeln, dass die narrativen Perspektivierungen und Objektivierungen von Sprache von den begrifflichen aufgehoben würden.

Der Perspektivitätsbegriff ist im Zusammenhang mit den Formen der narrativen Sprachreflexion in einem doppelten Sinne aktuell. Zum einen kann man Perspektivität im Sinne von *kognitiver Perspektivität* verstehen. Dann

¹³ H. Rombach, *Phänomenologie des gegenwärtigen Bewußtseins*, 1980, S. 187.

¹⁴ G.W.F. Hegel, *Vorlesungen über die Ästhetik I*, Werke, Bd. 13, S. 25. *Wissenschaft der Logik I*, Werke, Bd. 5, S. 113f.

richtet sich die Aufmerksamkeit darauf, die prinzipiellen Leistungsunterschiede von narrativen und begrifflichen Formen der Sprachreflexion zu erfassen und zu klären, welches kognitive Potenzial in erzählerischen Objektivierungsformen bzw. in Geschichten steckt. Zum anderen kann man Perspektivität im Sinne von *kommunikativer Perspektivität* verstehen. Dann richtet sich die Aufmerksamkeit darauf, welche Wahrnehmungsperspektiven die einzelnen Geschichten auf Sprache eröffnen bzw. welche Aspekte von Sprache in diesen sichtbar werden.

Bei der Interpretation der einzelnen Geschichten über Sprache ist außerdem zu berücksichtigen, dass in ihnen nicht nur die spezifische Denkperspektive eines individuellen Autors fassbar wird, sondern zugleich auch die spezifische Denkperspektive einer bestimmten Epoche oder Kultur, die sich in den besonderen Formen des jeweiligen Erzählens und Strukturierens niederschlägt. Das bedeutet, dass wir es also bei Erzählungen über Sprache nicht nur mit einer spezifisch personenbezogenen Subjektsphäre zu tun haben, sondern auch mit einer spezifisch epochalen oder kulturellen.

Dementsprechend ist die Differenzierung von *kognitiver* und *kommunikativer Perspektivität* auch nicht als absolute, sondern nur als heuristische Differenzierung anzusehen. Sie will nicht klar trennbare Gegebenheiten benennen, sondern nur idealtypisch auf Extrempositionen auf der kontinuierlichen Skala der Ausprägungsmöglichkeiten von Perspektivität aufmerksam machen.

III Die begrifflichen Reflexionsformen

Alle Formen der Reflexion haben das Ziel, das Wissen über den jeweiligen Gegenstandsbereich zu verbessern. Allerdings können die Ansichten darüber, was als Verbesserung zu betrachten ist, weit auseinander gehen. Da sich hier das Hauptinteresse auf die Leistungsfähigkeit der narrativen Formen der Sprachreflexion richten soll, ist es methodisch sinnvoll, sich zunächst mit den begrifflichen Reflexionsformen zu beschäftigen, um dafür einen kontrastbildenden Hintergrund zu haben.

Die begrifflichen Reflexionsformen sind diejenigen Denkformen, die in den Wissenschaften bei der Aufklärung von Phänomenen bevorzugt werden. Das mit ihrer Hilfe objektivierbare Wissen gilt weitgehend als dasjenige Wissen, das sich diesen Namen wirklich verdient. Alle anderen Reflexions- und Wissensformen werden im Vergleich dazu meist als Vor- oder Defizitformen des eigentlichen Wissens angesehen, denen man allenfalls einen didaktischen Wert zubilligen kann, aber keinen erkenntnismäßigen. Zweifellos sind die begrifflichen Objektivierungsformen von Wissen für die Wissenschaft unverzichtbar, weil sich erst in ihrem Rahmen Darstellungs-, Argumentations- und Schlussfolgerungsprozesse so entfalten können, dass sie sich mit der Wahrheitsfrage im üblichen Sinne konfrontieren lassen. In der Wissenschaft wird der Wahrheitsbegriff in der Regel nicht mit dem Fruchtbarkeitsbegriff verknüpft, sondern mit dem Abbildungsbegriff. Dementsprechend billigen wir Wahrheit dann nur solchen Äußerungen zu, die eine zutreffende Proposition beinhalten. Diese ergibt sich dadurch, dass in Sätzen eine Gegenstandsvorstellung (Satzsubjekt) auf zutreffende Weise durch eine Bestimmungsvorstellung (Satzprädikat) näher bestimmt wird. Dadurch wird dann sprachlich eine außersprachliche Tatsache objektiviert.

Von den begrifflichen Formen der Sprachreflexion wird erwartet, dass sie zu wahren oder zumindest zu wahrheitsfähigen Sätzen über das Phänomen *Sprache* führen, aber nicht zu Sätzen, die uns zufällige Erlebnisse mit Sprache erzählen oder die uns auf analogisierende und metaphorische Weise aparte assoziative Zugänge zu dem Phänomen *Sprache* eröffnen, welche wiederum Anlass zu weiteren spekulativen Assoziationen geben. Von begrifflichen Sprachreflexionen erhoffen wir uns ein allgemeines, belastbares Wissen von Sprache, das weder randständig noch zufällig ist.

Allerdings ergibt sich in diesem Zusammenhang sofort die Frage, ob es ein solches Wissen von Sprache überhaupt geben kann und ob die begriffli-

chen Reflexionsverfahren als unbestrittene Königswege anzusehen sind, um adäquates Wissen über die Sprache zu erwerben. Zunächst kann man diesbezüglich nur festhalten, dass die begrifflichen Formen der Sprachreflexion kulturhistorisch und entwicklungspsychologisch als relativ späte Formen der Sprachreflexion anzusehen sind. Offen bleibt dabei dann, ob sie im Vergleich zu den begrifflichen Formen als fundamental oder als überholt anzusehen sind.

1. Die kognitiven Funktionen von Begriffen

Das Prestige von Begriffen wurzelt wohl immer noch in einem Denkmodell, das seit Sokrates und Platon als Ideenlehre bekannt geworden ist, ohne allerdings von beiden explizit als solche vertreten worden zu sein. Danach kommt eigentliche Realität nicht den konkret beobachtbaren Einzelphänomenen zu, sondern nur den Ideen als abstrakten Gebilden, aus denen die beobachtbaren Einzelgegenstände dann hervorgehen wie Münzen aus einer Prägeform. Dementsprechend kann der richtig konzipierte Begriff als Repräsentant einer ewigen Idee angesehen werden, die als prägende Urform allen empirisch fassbaren Einzelercheinungen zu Grunde liegt. Dabei ist es dann für das kognitive Prestige von Begriffen letztlich nicht so wichtig, ob die Begriffe bzw. die Ideen als eigenständige Phänomene vor den konkreten Einzeldingen existieren, wie es Platon nahe legt, oder als Wesenskern in den Einzeldingen existieren, wie es Aristoteles annimmt. In beiden Fällen werden Begriffe nicht als bloße heuristische Denkmuster von Menschen erzeugt, sondern vielmehr als Seinsmuster von diesen jeweils nur freigelegt. Dementsprechend hätte dann eine begriffliche Sprachreflexion prinzipiell die Aufgabe, einen adäquaten Sprachbegriff zu formulieren, der als Seinsbegriff das Wesen aller vorfindbaren Sprachen trifft.

Erkenntnispsychologisch ist im Hinblick auf dieses Begriffsverständnis wichtig, dass in richtig fixierten Begriffen das Streben nach Wissen eigentlich zur Ruhe kommt und seine abschließende Repräsentationsform findet. Faktisch ausgearbeitete Begriffe können sich als korrekturbedürftig erweisen, aber im Prinzip wird in diesem Denkraum nicht bezweifelt, dass unser Wissen in Form von Begriffen, von Begriffshierarchien und von Propositionen als richtigen Zuordnungen von Begriffen zueinander seine optimale Ausprägungsform und abschließende Gestalt finden soll und finden kann.

Obwohl dieses Denkmodell heute erkenntnistheoretisch und ontologisch als kaum mehr vertretbar angesehen wird, hat sich das Prestige von Begriffen als Wesensrepräsentationen weitgehend erhalten, weil der wissenschaftliche Sprachgebrauch sich diesem Modell verpflichtet fühlt. Alle Wissenschaften arbeiten mit definierten und normierten Begriffen und streben ein begriffliches bzw. propositional fixierbares Wissen an. Über den ontologischen und erkenntnistheoretischen Status von Begriffen müssen die Wissenschaften sich

solange keine Gedanken machen, wie das so vergegenständlichte Wissen praktisch erfolgreich verwendet werden kann und in sich kohärent ist. Erst wenn mit ihm nicht mehr erfolgreich gearbeitet werden kann oder wenn sich das Denken ganz neue Ziele setzt, die mit den vorhandenen Begriffsmustern nicht mehr erreicht werden können, besteht die Notwendigkeit, sich genaue Rechenschaft über den Status und die Erkenntnisleistung von Begriffen abzulegen und diese nicht als unbezweifelbare Seinsobjektivierungen anzusehen.

Obwohl in der Neuzeit Begriffe in der Regel als heuristische Denkmuster verstanden werden, die ihre Herkunft eher pragmatischen Differenzierungsbedürfnissen als ontischen Seinsformen verdanken, gilt das begrifflich objektivierte Wissen gleichwohl als optimale Ausprägungsform von Wissen, weil es sich nicht nur assoziativ und erläuternd verwenden lässt, sondern auch argumentativ. Es wird angenommen, dass Begriffe operational brauchbare Denkmuster sind, die sich aus pragmatisch motivierten Abstraktionsprozessen ableiten, welche dadurch gekennzeichnet sind, dass Einzelphänomene nach bestimmten Ähnlichkeitsaspekten auf verschiedenen Abstraktionsebenen zu Gruppen bzw. Mengen zusammengefasst werden. Die Mitglieder dieser Mengen werden in einer bestimmten Denkperspektive dann als gleichartig erklärt, obwohl sie in anderen Denkperspektiven als ganz ungleichartig angesehen werden müssen. Nietzsche hat dementsprechend auch folgende sehr pointierte These vertreten: „*Jeder Begriff entsteht durch Gleichsetzen des Nichtgleichen.*“¹

Begriffe sind so gesehen Menschenwerk bzw. Kulturwerk, insofern ihre Ausbildung von Differenzierungsinteressen gesteuert wird, die sich für die Menschen als brauchbar erwiesen haben, wenn sie sich in der Welt der Gegenstände und der Welt der Handlungen zurechtfinden wollen. Dementsprechend müssen Begriffe sowohl auf die Ordnungsstrukturen der jeweiligen Objektsphäre Rücksicht nehmen bzw. auf die Ähnlichkeitsrelationen zwischen Einzelphänomenen als auch auf die Differenzierungsinteressen, die sich aus den Bedürfnissen der jeweiligen Subjektsphäre ergeben. Deshalb haben konventionalisierte Begriffe auch nicht nur eine deskriptive, sondern immer auch eine normative Funktion, da sie festlegen, in welchen Denkperspektiven auf Phänomene Bezug genommen wird und hinsichtlich welcher Eigenschaften Phänomene trotz aller empirisch fassbaren Unterschiede dennoch als ähnlich, wenn nicht als identisch angesehen werden.

Beispielsweise können wir je nach unseren Abstraktionsbedürfnissen dasselbe außersprachliche Einzelphänomen sowohl unter den Begriff *Kuh* als auch unter den Begriff *Wiederkäuer* als auch unter den Begriff *Vermögen* fallen lassen, wobei dann allerdings dasselbe Einzelphänomen hinsichtlich ganz anderer Sachaspekte für uns interessant wird. Ebenso können wir das

¹ F. Nietzsche, *Über Wahrheit und Lüge im außermoralischen Sinn*, Werke, Bd. 3, S. 313.

Phänomen *Sprache* sowohl unter den Begriff *Zeichensystem* als auch unter den Begriff *Informationsmittel* als auch unter den Begriff *Denkmittel* einordnen und damit unsere Aufmerksamkeit für dieses Phänomen ganz unterschiedlich perspektivieren.

Ohne Begriffe bzw. ohne zweckfunktionale Vereinfachungsmuster können wir uns in unserer sinnlichen, sozialen und geistigen Welt nicht zurechtfinden, da wir im Meer individueller Gegebenheiten ertrinken würden. Umgekehrt verführen uns Begriffe dazu, die Besonderheit von Phänomenen zu übersehen, Begriffsordnungen vorschnell mit Sachordnungen zu identifizieren und Phänomene nur hinsichtlich derjenigen Aspekte wahrzunehmen, die uns durch die Brille unserer Begriffe zugänglich werden.

2. Die Stärken und Schwächen von Begriffen

Die pragmatische Stärke von Begriffen besteht zweifellos darin, dass sie auf entscheidende Weise dabei helfen, die Vielfalt bzw. das Chaos von Einzeleindrücken mit Hilfe typisierender Muster zu ordnen und eben dadurch zu einem Kosmos zu machen. Dabei ist funktional gesehen vorerst nicht so wichtig zu klären, inwieweit sich die einzelnen Musterbildungen auf biologisch determinierte Differenzierungsmöglichkeiten unseres Sinnesapparates und unserer Gehirnstruktur, auf pragmatische Notwendigkeiten oder auf kulturell erarbeitete Differenzierungstraditionen gründen. In jedem Fall dienen Begriffe als Ordnungsmuster dazu, die Welt der Eindrücke auf unterschiedlichen Abstraktionsebenen als Erfahrungswelt zu strukturieren.

Begriffe haben immer eine natürliche Tendenz, sich vertikal und horizontal systemhaft zu ordnen. Das zeigt sich in der natürlichen Sprache in der ungeplanten Ausbildung von Wort- bzw. Begriffsfeldern und in den Fachsprachen durch die planmäßige Ausbildung von durchstrukturierten Terminologiegebäuden bzw. Begriffssystemen. In beiden Fällen besteht allerdings die Gefahr, etwas kurzschlüssig anzunehmen, dass das System sprachlicher Muster direkt mit dem System ontischer Gegebenheiten korrespondiert bzw. im Idealfall eine vorgegebene Realität widerspiegelt. Das dokumentiert sich sehr deutlich in unserem natürlichen Sprachvertrauen, das von dem Glauben geprägt wird, dass Sprache und Welt im Prinzip aufeinander passen und dass das Gegebene so existiert, wie es von uns sprachlich differenziert wird. Die Begriffspyramide (*arbor porphyriana*) in der Philosophie und das Klassifikationssystem Linnés in der Biologie exemplifizieren das sehr deutlich.

Die Stärke von Begriffen besteht darin, bei Erfahrungsphänomenen das für uns Wesentliche vom Unwesentlichen zu trennen und ähnlich wie ein Röntgenbild die Tiefenstrukturen hinter den jeweiligen Oberflächenstrukturen zu erfassen. Die Schwäche von Begriffen liegt darin, das Gegebene statisch als Teil eines Ordnungssystems zu betrachten und unsere Aufmerksamkeit sowohl

von der Entstehungsgeschichte als auch von den Funktionszusammenhängen der jeweiligen Phänomene abzulenken. Begriffe suggerieren auf immanente Weise den Glauben, dass alle Phänomene kategorial scharf voneinander abgegrenzt werden können und nicht kontinuierlich ineinander übergehen.

Das in Begriffen niedergelegte Differenzierungswissen bekommt auf diese Weise eine idealisierte Struktur. Dadurch wird es für Argumentations- und Schlussfolgerungsprozesse sehr tauglich, da mit den entsprechenden Begriffen Propositionen gebildet werden können, die sich nach der zweiwertigen Logik von *wahr* und *falsch* beurteilen lassen. Die Frage ist nur, ob diese Form des Wissens nicht eine zu idealisierte Gestalt hat und ob es daneben auch noch andere Wissensformen bzw. andere Repräsentationsformen von Wissen gibt, die die Defizite des begrifflichen Wissens ausgleichen können.

Wenn sich ein Begriff in der natürlichen Sprache konventionalisiert hat bzw. in einer Fachsprache normativ definiert worden ist, dann ist der auf das jeweilige Bezugsphänomen gerichtete Erkenntnisprozess methodisch abgeschlossen, da ein Wissensprodukt hergestellt worden ist, das als fester Baustein für den Aufbau umfassenderer Wissensgebäude verwendet werden kann. Auf diese Weise verlieren Begriffe leicht ihre hypothetischen Ordnungsfunktionen bzw. ihren Status als heuristische Instrumente und bekommen einen Endgültigkeitscharakter, der umso stabiler wird, je mehr die jeweiligen Begriffe Bausteine eines systematisch durchstrukturierten Wissens werden. Das dokumentiert sich in den Fachsprachen sehr viel deutlicher als in den natürlichen Sprachen, die begrifflich viel vager durchstrukturiert sind und in der feste Begriffsgrenzen durch den metaphorischen Sprachgebrauch immer wieder verwischt werden.

Erkenntnistheoretisch kann nun aber durchaus bezweifelt werden, dass sich der Prozess der Wissensbildung tatsächlich abschließen lässt und dass sich dessen Ergebnisse in festen Begriffen fixieren lassen. Das mag im Rahmen der perspektivisch verengten Wissensbedürfnisse in den Fachwissenschaften temporär noch möglich sein, aber nicht im Rahmen der vielschichtigen Wissensbedürfnisse, die sich im Operationsfeld der natürlichen Umgangssprache ergeben. Hier ist die Perspektivenbildung und damit auch die Begriffsbildung ständig im Fluss, weil man ansonsten Gefangener seiner eigenen Denkmuster würde und weil man das Denken nicht mehr eine logische Stufe höher ansiedeln könnte als die Mittel, mit denen es operiert.

Immer wenn danach gestrebt wird, das Wissen in endgültigen Begriffen zu fixieren und seine Bezogenheit auf Denkoperationen auszublenden, dann gerät es in Gefahr, zu verholzen oder gar zu versteinern. Ein Änderungsbedarf kann sich auf diese Weise so anstauen, dass schließlich das ganze System von Begriffen ins Wanken gerät und im Sinne eines Paradigmawechsels von Grund auf neu konzipiert werden muss, weil es sein immanentes Fließgleichgewicht verloren hat. Die Gefahr der Verholzung des Wissens ist im Operationsbereich der natürlichen Sprache natürlich längst nicht so groß wie in dem der

Fachsprachen, weil ihr Funktionsprofil sich nicht auf die Darstellung von Sachverhalten reduzieren lässt, sondern diese Funktion nur als Mittel benutzt, um auch andere Funktionen realisieren zu können.

Musterbildungen bzw. Begriffsbildungen können in der natürlichen Umgangssprache im Gegensatz zu einer Fachsprache nie von einem einzigen Sehepunkt und hinsichtlich ganz bestimmter Sachaspekte vorgenommen werden, weil sie sehr vielfältige Handlungsfunktionen hat und ganz unterschiedlichen Objektivierungsbedürfnissen dienbar sein muss. Das bedeutet, dass in ihr die jeweiligen Muster- bzw. Begriffsbildungen nur sehr grob vorgegeben sind und erst im konkreten Gebrauch ihr spezifisches kognitives Profil bekommen. Die Vagheit des vorgegebenen begrifflichen Gehaltes von Wörtern ist deshalb eine konstitutive Voraussetzung für deren flexible Verwendung in der natürlichen Sprache.

Lenneberg hat deshalb zu Recht darauf verwiesen, dass die sprachliche Funktion von Wörtern eigentlich nicht darin bestehe, statische Begriffe zu repräsentieren, sondern eher darin, einen zielgerichteten dynamischen Begriffsbildungsprozess zu vergegenwärtigen. Deshalb kann man das kognitive Leistungspotenzial von Wörtern auch nur ermitteln, wenn man nicht bloß nach ihrem konventionellen begrifflichen Gehalt fragt, sondern auch nach der kognitiven Strategie, in der sie jeweils verwendet werden.

„Wörter sind nicht die Namen für früher einmal abgeschlossene und eingelagerte Begriffe; sie sind die Namen für einen *Kategorisierungsprozess oder eine Familie solcher Prozesse*. Aufgrund der dynamischen Natur des zugrunde liegenden Prozesses können die Referenten von Wörtern so leicht wechseln, lassen sich Bedeutungen erweitern und sind Kategorien immer offen. *Wörter bezeichnen (etikettieren) die Prozesse des kognitiven Umgangs einer Art mit ihrer Umwelt.*“²

Begriffstheorien, die sich stärker an der natürlichen Sprache als an formalisierten Fachsprachen orientieren, möchten deshalb Begriffe auch nicht als statische Klassenbegriffe verstehen, sondern eher als dynamische Typenbegriffe, die im Prinzip eine komparative Grundorientierung bieten. Beispielsweise geht die so genannte *Prototypensemantik* von dem Gedanken aus, dass Begriffe eigentlich als heuristische Schemata anzusehen seien, unter die konkrete Einzelphänomene mehr oder weniger gut eingeordnet werden können.³ Das bedeutet, dass beispielsweise eine Amsel den Begriff *Vogel* besser als ein Strauß oder ein Pinguin exemplifiziert.

Dieser Denkansatz inspiziert die These, dass wir Phänomene nicht zureichend erfasst haben, wenn wir sie einem Begriff zugeordnet haben, sondern dass wir durch solche Zuordnungen nur eine grobe Vororientierung bekommen, in welchem Denkrahmen wir weiteres Wissen über sie erwerben können. Dabei kann sich durchaus herausstellen, dass dieser Rahmen verändert werden

² E.H. Lenneberg, *Biologische Grundlagen der Sprache*, 1972, S. 407.

³ Vgl. G. Kleiber, *Prototypensemantik*, 1998².

muss bzw. dass wir einen anderen Orientierungsrahmen suchen müssen. Grundsätzlich fordert uns dieser Denkansatz dazu auf, unsere Ordnungsbegriffe dynamisch zu halten, damit sie als Mittel der Wissenserzeugung und Wissensrepräsentation nicht verholzen.

In diesem Zusammenhang spielen dann sicher die narrativen Objektivierungsformen von Wissen eine große Rolle. Das Erzählen von Geschichten über bestimmte Phänomene verarbeitet nicht nur ein bestimmtes konventionelles Erfahrungswissen über diese Phänomene, sondern erweitert auch das individuelle Wissen über sie, weil wir dadurch auf Aspekte von ihnen aufmerksam gemacht werden, die konventionalisierte Begriffe vernachlässigen oder gar ausblenden, bzw. weil wir mit Besonderheiten bekannt gemacht werden, die wir im Rahmen der beschränkten persönlichen Erfahrungsmöglichkeiten gar nicht hätten wahrnehmen können.

3. Die Leistung von Begriffen in der Sprachreflexion

Alle Formen des gründlichen Nachdenkens über Sprache haben natürlich eine immanente Tendenz, das Phänomen *Sprache* auf den Begriff zu bringen bzw. mit adäquaten Analysebegriffen kognitiv zu beherrschen. Nach den bisherigen Überlegungen haben wir aber damit zu rechnen, dass solche Klassifizierungs- und Analyseanstrengungen auch zu Pyrrhussiegen führen können.

Schon wenn wir den Begriff *Sprache* im Sinne der klassischen Definitionslehre, die im Prinzip ja absolut gültige statische Begriffshierarchien voraussetzt, definieren wollen, indem wir den nächst höheren Gattungsbegriff (*genus proximum*) und die spezifische Besonderheit (*differentia specifica*) anzugeben versuchen, geraten wir schnell in Schwierigkeiten oder in Trivialitäten. Was lernen wir beispielsweise über das Phänomen *Sprache*, wenn wir die folgenden Definitionen formulieren? *Die Sprache ist ein Zeichensystem, das sich auf Konventionen gründet/das die Menschen zur Übermittlung von Informationen entwickelt haben/das den Menschen den Ausdruck ihrer Gedanken ermöglicht.*

In solchen Definitionen systematisieren wir eigentlich nur das Wissen, das wir schon haben, wenn wir die bei der Definition verwendeten Begriffe kennen und verstehen. Deshalb lassen sich Definitionen auch im Sinne Kants als Exempel für analytische Aussagen verstehen, die unser Erfahrungswissen nicht erweitern, sondern allenfalls präzisieren. Diejenigen Formen der Sprachreflexion, die auf solche Definitionen von Sprache abzielen, können uns allenfalls auf normative Weise belehren. Sie regen uns aber kaum dazu an, Aspekte, Dimensionen und Implikationen der Sprache kennen zu lernen oder zu erschließen, die nicht offensichtlich sind. Die Ausarbeitung von Sprachdefinitionen nach dem klassischen Schema kann unser Wissen von Sprache natürlich so systematisieren, dass wir Aussagen über Sprache machen können, die sich

argumentativ gut verwenden lassen bzw. die als *wahr* oder *falsch* beurteilt werden können. Das ist natürlich nicht nichts, aber keineswegs schon alles.

Wir müssen akzeptieren, dass die üblichen Klassifikationsbegriffe und die klassischen Definitionen von Sprache kein Monopol als kognitive Objektivierungsmittel haben und dass es auch noch andere Objektivierungsformen gibt, die unser Wissen von Sprache strukturieren bündeln, speichern und vervollständigen können. Einerseits kann man dabei an metaphorische Beschreibungen von Sprache denken bzw. an die Einbeziehung des Wortes *Sprache* in metaphorische Redeweisen: *Die Sprache verkleidet die Gedanken. Wir sitzen im Gefängnis der Sprache. Die Sprache bleibt die alte Schlange, die sie schon im Paradiese war.* Andererseits kann man dabei an Geschichten über Sprache denken, in denen dieses Phänomen im Rahmen der Darstellung von Handlungen thematisiert und als eigenständige Wirkungskraft vorgestellt wird.

Die bildliche und narrative Thematisierung von Sprache bündelt nicht nur ganz ähnlich wie eine Sprachdefinition Erfahrungen mit Sprache, sondern inspiriert darüber hinaus auch dazu, unsere Vorstellung von Sprache mit konkreten Handlungs- und Wirkungsvorstellungen zu verbinden und eben dadurch als dynamischen Wirkungsfaktor in Erscheinung treten zu lassen. Durch diese Repräsentationsweise von Sprache wird zugleich indirekt darauf aufmerksam gemacht, dass sich unser Wissen von Sprache nicht ausschließlich in Begriffen kondensieren und in Propositionen niederlegen und vermitteln lässt. Das Wissen von Sprache, das wir in Gestalt von Sprachgefühl, Sprachhandlungswissen und Assoziationswissen haben, lässt sich oft nur in Form von Geschichten konkretisieren, exemplifizieren und andeuten.

Jede begriffliche und propositionale Objektivierung von Sprache erzwingt eine kognitive Distanz zu ihr. Diese erleichtert zwar den Überblick über sie, aber führt sie auch zu einem Verlust an Nähe und Unmittelbarkeit, durch die das Denken dazu angeregt werden kann, das Phänomen *Sprache* in Kontext von Handlungsprozessen wahrzunehmen. Die nicht-propositionalen Formen des Sprachwissens, die sich in Sprachspielen, in der Bildung heuristisch fruchtbarer Metaphern und in der Erfindung von Geschichten über Sprache manifestieren, lassen sich schwerlich mit den Kategorien *wahr* und *falsch* erreichen oder gar qualifizieren, sondern allenfalls mit den Kategorien *anregend* oder *trivial*, *fruchtbar* oder *steril*, *einleuchtend* oder *absurd*. Deshalb sind solche Repräsentationen des Wissens über Sprache auch weniger für argumentative Zwecke prädestiniert, sondern eher für illustrierende.

Die metaphorischen, bildlichen und narrativen Objektivierungen von Sprache wollen dem Wissen über Sprache keine abschließende Gestalt geben, sondern vor allem unsere Wahrnehmungsmöglichkeiten für dieses Phänomen schärfen, indem sie uns auf die Fülle der Einbettungs- und Wirkungsmöglichkeiten von Sprache aufmerksam machen. Man sollte deshalb von diesen Formen der Sprachreflexion nicht dasselbe erwarten wie von den begrifflichen. Metaphern zu und Geschichten über Sprache sind einerseits als Vorformen von

begrifflichen Objektivierungen anzusehen, insofern sie den Rahmen kenntlich machen, in dem Begriffe eine Ordnungsfunktion erfüllen können, und andererseits als Mittel, erstarrte Begriffe aufzulösen und Theorien über Sprache zu überprüfen und zu exemplifizieren. Weder Begriffen noch Geschichten kann das letzte Wort über Sprache zugebilligt werden, weil beide Objektivierungsformen sich perspektivisch auf ganz unterschiedliche Aspekte von Sprache konzentrieren.

IV Die narrativen Reflexionsformen

Die bisherigen Überlegungen haben das Ziel verfolgt, die These plausibel zu machen, dass alle geistigen Repräsentationsformen von Phänomenen als interpretierende Vereinfachungsformen anzusehen sind, in denen sich das fokussierende und akzentuierende Strukturierungsprinzip der Perspektivität Geltung verschafft. All diese Formen dienen dazu, die Komplexität ihrer jeweiligen Bezugspänomene so zu reduzieren, dass wir sie uns in einer ganz bestimmten Wahrnehmungsperspektive als spezifische Ordnungszusammenhänge bzw. Sinngestalten vergegenwärtigen können. Dabei stellt sich nun allerdings die Frage, ob alle Vergegenwärtigungsformen die gleiche Qualität haben bzw. ob sie hierarchisch gestuft werden müssen. Diese Frage lässt sich nicht leicht beantworten, da dabei klare normsetzende Hintergrundsmaßstäbe vorausgesetzt werden müssen. Man muss sie aber im Auge behalten, damit das Denken nicht vorschnell auf seine eigenen Erscheinungsformen hereinfällt.

Wer Theorien über Sprache ausbilden will und dabei nicht nur schon vorhandene Konzepte zu variieren versucht, der sollte sich ebenso wie ein guter Baumeister zunächst um die Fundamente kümmern, auf denen er seine Bauwerke errichten will. Dabei kann er natürlich auf seine eigenen individuellen Erfahrungen mit Sprache Bezug nehmen, aber auch auf das evolutionär entwickelte Kollektivwissen über Sprache. An der Ausbildung und Stabilisierung dieses überindividuellen Common-Sense-Wissens über Sprache haben sicher die Geschichten über Sprache einen größeren Anteil als die theoretischen Entwürfe. Wer viele Geschichten über Sprache kennt, der hat nicht nur seinen Erfahrungsschatz über Sprache entscheidend ausgeweitet, sondern auch seine Vorbehalte gegen alle Formen von Sprachtheorien gesteigert, die beanspruchen, ein letztes Wort zu sprechen.

Geschichten über Sprache sind theoretisch naiv, ja sie müssen vielleicht theoretisch naiv sein, damit sie dabei helfen können, die Naivität von Theorien aufzudecken bzw. den verengten Blickwinkel, aus dem sie jeweils hervorgegangen sind. Auch Geschichten über Sprache haben natürlich eine spezifische Wahrnehmungsperspektive auf Sprache. Aber diese wird in der Regel nicht als so einschränkend angesehen, weil in ihr Sprache immer in komplexen Handlungszusammenhängen objektiviert wird. Dadurch bekommt Sprache immer einen *Sitz im Leben* und wird nicht nur als theoretisches Problem wahrgenommen.

Wenn jemand etwas über Sprache erzählt und auf theoretische Aussagen über sie verzichtet, dann ist Sprache für ihn kein Phänomen, das er schon verstanden hat, sondern vielmehr eines, das er zu verstehen versucht, weil es ihn irgendwie beunruhigt. Dadurch, dass er etwas über Sprache erzählt, gewinnt er einerseits eine beruhigende Distanz zu ihr, da er sie ja zu seinem Beobachtungsgegenstand macht. Andererseits verliert er aber auch nicht seine lebenspraktischen Bezüge zu ihr, da er sich ja vornehmlich für ihre Wirkungszusammenhänge interessiert. Dem Erzähler und dem Rezipienten erscheint die Sprache unter diesen Umständen nicht als etwas, was *an sich* existiert, sondern als etwas, was *für ihn* existiert. Deshalb kann das Erzählen im Gegensatz zum Behaupten auch als eine Reflexionsform gewertet werden, in der die bedrängende Unübersichtlichkeit eines Phänomens reduziert wird, ohne dass es seine Unmittelbarkeit für den Wahrnehmenden verliert. Die narrativen Formen der Sprachreflexion ließen sich deshalb auch einem aparten Diktum Wittgensteins zuordnen: „*Scheue Dich ja nicht davor, Unsinn zu reden! Nur mußt Du auf Deinen Unsinn lauschen.*“¹

Bei der Beschäftigung mit Geschichten über Sprache geht es primär nicht darum, sich den in ihnen thematisierten Stoff anzueignen, sondern vielmehr darum, sich von diesem Stoff zu weiteren Gedanken anregen zu lassen, was natürlich eine genaue Kenntnis der jeweiligen Sachinhalte voraussetzt. Diese Aufgabe können Geschichten nun aber eigenartigerweise gerade deshalb so gut erfüllen, weil man sich einen narrativ repräsentierten Stoff besonders gut merken kann. Geschichten sind dazu prädestiniert, sich sehr gut in unserem episodischen Gedächtnis zu verankern und eben dadurch zu Kristallisationskernen für unser deklaratives Gedächtnis zu werden.

Diese pragmatische Funktion können Geschichten deswegen so gut übernehmen, weil in ihnen theoretische Probleme als Handlungsprobleme objektiviert werden und sich auf diese Weise in einer operationalisierten Form präsentieren. Geschichten leben davon, dass in ihnen in der Exposition eine spezifische Erwartungsspannung aufgebaut wird, die dann im Erzählvorgang so präzisiert, strukturiert und schließlich gelöst wird, dass sich neue Erwartungsspannungen bilden, die zur Ausprägung von neuen Geschichten Anlass geben. Geschichten haben deshalb im Gegensatz zu Theorien einerseits eine immanente Tendenz, durch weitere Geschichten fortgesponnen zu werden, aber andererseits auch die provozierende Eigenschaft, das theoretische Denken herauszufordern, um das in ihnen Gesagte auf den Begriff zu bringen.

¹ Ludwig Wittgenstein, Vermischte Bemerkungen, Werkausgabe, Bd. 8, S. 530.

1. Vom Mythos zum Logos und vom Logos zum Mythos

Die Kontrastierung von narrativen und begrifflichen Objektivierungsformen hat eine lange Geschichte, die Nestle für den Bereich des griechischen Denkens auf eine einprägsame Formel gebracht hat: *Vom Mythos zum Logos*.² Obwohl Nestle diese beiden Repräsentationsformen von Wissen weniger als hierarchische Stufen des Wissens ansieht, sondern eher als Pole und Gestaltungsprinzipien des geistigen Lebens in der Antike betrachtet, insofern der Mythos dem bildlichen und künstlerischen Denken Ausdruck gebe und der Logos dem rationalen und zergliedernden Denken, so ist diese Opposition und diese Abfolge von Denkformen doch immer wieder als ein aufklärerisches Fortschrittsphänomen verstanden worden.

Je mehr sich dann allerdings in der Philosophie und in den sich aus ihr entwickelnden Fachwissenschaften das begriffliche Denken durchsetzte, desto mehr wurden die narrativen Objektivierungsformen von Denken und Wissen als Defizitformen des eigentlichen Denkens und Wissens empfunden. Das macht dann auch verständlich, warum der Mythosbegriff teilweise einen negativen Akzent im Sinne der Vorstellung eines überholten oder gar eines falschen Bewusstseins bekommen konnte, was beispielsweise die Formulierungen *Entmythologisierung*, *Mythos des Staates* oder *Mythen des Alltags* exemplarisch verdeutlichen.

Allerdings sollte uns nun aber auch der Umstand zu denken geben, dass Sokrates, der wahrlich nicht als Verächter von Begriffen gelten kann, bei der Diskussion komplexer Phänomene immer wieder die begrifflichen Denk- und Objektivierungsanstrengungen aufgibt und dazu übergeht, Gleichnisse zu entwickeln und Mythen zu erzählen. Das dokumentiert sich im Höhlengleichnis bei der Diskussion der Erkenntnis- und Wahrheitsproblematik und im Mythos über die Erfindung der Schrift bei der Diskussion der Implikationen des schriftlichen Sprachgebrauchs.

Auf beide Texte soll hier noch näher eingegangen werden, weil in ihnen das Spannungsverhältnis von narrativen und begrifflichen Denkformen sehr gut exemplarisch zum Ausdruck kommt. Den Rückgriff auf narrative Objektivierungsformen könnte man natürlich als einen didaktischen Kunstgriff zur anschaulichen Präsentation eines Problems und damit als eine Vorstufe der begrifflichen Darstellung verstehen. Aber eigenartigerweise werden von Sokrates die narrativen Repräsentationsformen nicht konsequent durch begriffliche ersetzt und damit als Vorstufen des eigentlichen Wissens kenntlich gemacht.

Dieser Tatbestand lässt den Verdacht aufkommen, dass es Phänomene gibt, die sich einer befriedigenden begrifflichen Bewältigung und Darstellung

² W. Nestle, *Vom Mythos zum Logos*, 1975².

entziehen. Offenbar lassen sich Phänomene von grundlegender anthropologischer Bedeutung wie *Liebe, Tod, Erkenntnis, Klugheit, Sprache* usw. oft auf narrative Weise umfassender, prägnanter und eindrücklicher objektivieren als auf begriffliche. Das erklärt dann auch die bis heute ungebrochene Faszination, die Mythen, Parabeln und Fabeln auf unser Denken ausüben. Deshalb liegt es nahe, Mythen und Geschichten als nicht ersetzbare geistige Objektivierungsformen zu werten, die historisch nicht überholt, sondern allenfalls ergänzt werden können.

Bei der Beurteilung der kognitiven Leistungskraft von Geschichten ist zu beachten, dass sie im Gegensatz zu der argumentativen Rede nichts beweisen wollen, sondern nur beanspruchen, auf etwas zu verweisen. Deshalb ist für sie nicht die Opposition von *wahr* und *falsch* aktuell, sondern eher das Problem, wie sich ein Phänomen in Handlungssequenzen fruchtbar darstellen und hinsichtlich seiner Implikationen verdeutlichen lässt. Die erzählende Rede stillt deshalb Wissensbedürfnisse auch auf einer ganz anderen Ebene als die begriffliche Rede.

Die begriffliche bzw. wissenschaftliche Objektivierung des Phänomens *Sprache* hat beispielsweise eine immanente Tendenz, Sprache als Systemgebilde zu thematisieren und dabei von allen Funktionszusammenhängen konsequent zu abstrahieren, weil diese dabei stören, sich die Sprache als ein übersichtliches Analyseobjekt abzugrenzen. Wenn beispielsweise de Saussure sich *Sprache* methodisch sehr gut nachvollziehbar als *langue* konstituiert und dabei konsequent von ihrer Entwicklungsgeschichte und von ihren pragmatischen Funktionen und Implikationen absieht, um sie als eigenständige *soziale Tatsache* wie ein Ding analysieren zu können, dann hat er die Komplexität dieses Phänomens so reduziert, dass es als Bindeglied zwischen der Subjektsphäre und der Objektsphäre bzw. als polyfunktionales kognitives und kommunikatives Werkzeug nicht mehr in Erscheinung treten kann.³

Das anatomische Interesse an der Sprache lässt sich durch begriffliche Reflexionsformen natürlich sehr gut befriedigen, weil dabei der mit Begriffen verbundene Röntgenblick die statische Systemordnung der Sprache aspektuell sehr gut hervortreten lässt. Diese Reflexionsstrategie ist von dem Psychologen Bühler dann allerdings etwas bissig als „*noch nicht überwundene Metzgeranalyse*“ charakterisiert worden.⁴ Wenn man eine solche Metzgeranalyse vermeiden möchte und wenn man nicht danach strebt, die Sprache aus ihren lebendigen Verwendungszusammenhängen methodisch herauszulösen, um sie als totes Gebilde sezieren zu können, dann bieten die narrativen Reflexionsformen eine Hilfe, da diese eher ein physiologisches als ein anatomisches Interesse an der Sprache haben. Sie sind nämlich primär an den Wirkungsmöglichkeiten der Sprache interessiert und entwickeln erst von dieser Fragestellung

³ F. de Saussure, Grundfragen der Sprachwissenschaft, 1967², S. 7ff.

⁴ K. Bühler, Sprachtheorie, 1965², S. 58.

her eine Neugier für die strukturellen Voraussetzungen ihrer jeweiligen Wirkungsmöglichkeiten.

Natürlich ist es denkbar, sein Interesse an der Sprache von der anatomischen auf die physiologische Ebene auszudehnen und die Funktionsmöglichkeiten der Sprache auch begrifflich zu beschreiben. Aber dabei unterliegt man leicht der Gefahr, die Wirkungsmöglichkeiten der Sprache nur deduktiv aus seinem schon vorhandenen Systemwissen abzuleiten und die Funktionsmöglichkeiten zu übersehen, die sich nicht zwingend in solchen Schlussfolgerungsprozessen ergeben. Gerade für diese Fälle sensibilisieren uns nun aber die narrativen Objektivierungsformen von Sprache, weil sie uns mit empirischen oder empirisch denkbaren Fällen konfrontieren, die über induktive Denkprozesse auf den Begriff gebracht werden müssen und die uns dabei möglicherweise auch zwingen, unser Systemwissen über Sprache zu revidieren bzw. unsere Aufmerksamkeit auf sprachliche Ordnungsstrukturen zu richten, die vorher gar nicht im Fokus unseres Interesses gelegen haben. So gesehen provozieren Geschichten über Sprache auch wieder unser begriffliches Denkvermögen und stimulieren dazu, Sprache auf andere Weise auf den Begriff zu bringen.

Die Erfindung und Strukturierung von guten Geschichten über Sprache sollte deshalb ebenso wie die Konzipierung von guten Sprachtheorien bzw. wie die Formulierung von brauchbaren sprachtheoretischen Aussagen als eine kognitive Leistung gewertet werden, weil dabei Erfahrungen mit der Sprache exemplarisch so verdichtet werden, dass sie zum Gegenstand von begrifflichen Interpretationsanstrengungen werden können. Dabei sollte dann ebenfalls bedacht werden, dass sich komplexe Phänomene, zu denen sicher auch die Sprache gehört, sich letztlich nicht auf den Begriff bringen lassen, weil sie viel zu aspektreich sind, und dass wir uns ihre Dimensionen eher mit Hilfe von Geschichten als mit Hilfe von Begriffen veranschaulichen können. Mythen bzw. Erzählungen sind so gesehen nicht als irrational anzusehen, sondern vielmehr als bestimmte Erscheinungsweisen von Rationalität, insofern sie kognitive Objektivierungsanstrengungen repräsentieren, die sich darauf konzentrieren, auf exemplarische Weise die Wirkungszusammenhänge zu zeigen, in denen komplexe Phänomene in Erscheinung treten können.

Ebenso wie Begriffe im Prinzip nicht dazu bestimmt sind, Einzelphänomene zu repräsentieren, sondern vielmehr dazu, konkrete Erscheinungen kategorial und typologisch zu ordnen, so dienen auch Geschichten im Gegensatz zu Berichten dazu, ein Geschehen gestalthaft so darzustellen, dass dadurch im Einzelfall immer etwas Allgemeines durchschimmert. Das bedeutet, dass begriffliche und narrative Objektivierungsverfahren auf je unterschiedliche Weise Erfahrungen kognitiv verarbeiten und verfügbar machen. Deshalb können sich Begriffe und Geschichten auch wechselseitig erhellen und ergänzen. Die Sinnbildungsleistungen von Mythen bzw. exemplarischen Narrationen lassen sich ebenso wenig in eine begriffliche Rede übersetzen, wie sich der

Inhalt einer begrifflichen Rede vollständig in eine erzählende Rede umsetzen lässt. Deshalb sind Mythos und Logos bzw. narrative und begriffliche Objektivierungen auch als je unterschiedliche Gestaltungsstrategien anzusehen, die ein unterschiedliches Objektivationsinteresse haben und deshalb auch zu je unterschiedlichen Objektivierungsergebnissen führen. Das schließt dann allerdings nicht aus, dass sich einzelne Sinnbildungsergebnisse wechselseitig im anderen Medium paraphrasieren und interpretieren lassen, ohne dabei allerdings deren ursprüngliche Sinnprägnanz erreichen zu können.

2. Die gegenstandskonstitutive Kraft von Geschichten

Der Beitrag von Geschichten zur Lösung der Aufgabe, aus vielschichtigen unübersichtlichen Phänomenen profilierte Wahrnehmungsgegenstände zu machen, ist nicht leicht zu beschreiben. Diesbezüglich ist es vorteilhaft, sich Rechenschaft darüber abzulegen, welchen Beitrag Geschichtserzählungen dazu leisten, dass wir uns von dem komplexen Phänomen *Geschichte* eine konturierte Vorstellung machen können, und anschließend danach zu fragen, ob wir dieses Modell auf die Wahrnehmung von Sprache übertragen können. Zwar lässt sich sicherlich nicht in dem gleichen Sinne von *erzählter Sprache* wie von *erzählter Geschichte* sprechen, aber gleichwohl gibt es große Analogien zwischen dem Verfahren, sich die Phänomene *Geschichte* und *Sprache* auf narrative Weise zu erschließen und zu objektivieren.

Geschichte und *Sprache* sind sicherlich keine Phänomene, die sich von vornherein als Betrachtungsgegenstände so klar und sinnvoll abgrenzen lassen wie beispielsweise die Phänomene *Hund*, *Baum* oder *Haus*. Sie gewinnen vielmehr erst dann als Betrachtungsgegenstände und Analyseobjekte Kontur, wenn wir sie als Konstitute von bestimmten kognitiven Anstrengungen ansehen, die je nach Wahl der Objektivierungsstrategie in unterschiedlicher Weise in Erscheinung treten können. So ist beispielsweise ganz offensichtlich, dass wir uns von dem Phänomen *Geschichte* ganz verschiedene Vorstellungen machen können, je nachdem ob wir es uns über den Blick auf historische Hinterlassenschaften und Monumente, über die chronologische Abfolge von Einzelereignissen, über die Struktur von Entscheidungsprozessen, über strukturanalytische soziologische Untersuchungen, über geschichtsphilosophische Spekulationen oder über historische Erzählungen objektivieren. In jeder dieser Zugangsweisen nehmen wir *Geschichte* hinsichtlich ganz anderer Aspekte wahr.

Aufschlussreich ist, dass der Terminus *Geschichte*, der wortgeschichtlich auf das ahd. Verb *giskehan* zurückgeht, ursprünglich nur einen Einzelfall im Sinne des lateinischen Terminus *casus* bezeichnete. Deshalb wurde zunächst auch immer recht klar zwischen der Geschichte als Einzelereignis und der Historie als dessen erzählerischer Objektivierung unterschieden. Erst ab dem

16. Jahrhundert wurde es üblich, mit dem Terminus *Geschichte* sowohl den faktischen Ereigniszusammenhang als auch dessen sprachliche Darstellung zu bezeichnen. Im 18. Jahrhundert wurde dann der Terminus *Geschichte* als ein Kollektivsingular verwandt, mit dem der innere Zusammenhang von Einzelgeschichten im Hinblick auf eine umfassende Gesamtgeschichte benannt werden konnte. Droysen hat das im 19. Jahrhundert auf die folgende einprägsame Formel gebracht: „*Aber über den Geschichten ist die Geschichte.*“⁵ Diese mit dem Terminus *Geschichte* verbundene Begriffsgeschichte dokumentiert sich auch sehr gut in der von Hegel thematisierten Spannung zwischen einem Geschichtsverständnis, das auf die Menge der Einzelereignisse Bezug nimmt (*res gestae*) und einem solchen, das auf die Darstellung der Geschichte als kohärenten Zusammenhang von Ereignissen Bezug nimmt (*historia rerum gestarum*).⁶

Schon im 18. Jahrhundert hatte Chladenius ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass die Einbettung von konstatierbaren Einzelbeobachtungen bzw. Fakten in eine kohärente Erzählung als eine „*Verwandlung der Geschichte ins Sinnreiche*“ zu beurteilen sei, insofern einzelne Wahrnehmungen von einem bestimmten Sehepunkt her aus einem unübersichtlichen Konglomerat von Beobachtungen selektiert, hierarchisch geordnet, ethisch bewertet und im Hinblick auf ganz bestimmte Sinnbildungsziele miteinander verknüpft werden.⁷ Das bedeutet, dass erst durch die erzählerische Darstellung aus einer Menge von Details *Geschichte* als ein kohärenter Vorstellungs- und Sinnzusammenhang 'gemacht' wird. Die Erzählung von Geschichte macht so gesehen aus dem Chaos von Details erst einen geordneten Kosmos bzw. eine fassbare Sinngestalt.

Diese gegenstandskonstitutive Funktion der narrativen Geschichtsobjektivierung ermöglicht es auch, aus dem überlieferten Quellenmaterial immer wieder neue Sinnzusammenhänge herauszupräparieren und von neuen Sehepunkten aus neue Aspekte der Geschichte sichtbar zu machen. Nietzsche hat diesen Tatbestand, dass Geschichte aus der sinnreichen Verknüpfung von Elementen resultiert und insbesondere in narrativen Objektivierungsprozessen gleichsam immer wieder neu erzeugt wird, auf eine eindrucksvolle Formel gebracht, die nur vordergründig paradox ist: „*Es ist gar nicht abzusehen, was alles einmal noch Geschichte sein wird.*“⁸

Diese Geschichtsauffassung, in der Geschichte als ein plastisches Phänomen erscheint, das insbesondere in Geschichtserzählungen immer wieder eine neue Gestalt bekommen kann, weil Geschichte gleichsam mit dem zusammenfällt, was man von ihr weiß und wie man das Gewusste miteinander verknüpft,

⁵ J.G. Droysen, *Historik*, 1937, S. 354. Vgl. auch R. Koselleck, *Vergangene Zukunft*, 1989, S. 50ff.

⁶ G.W.F. Hegel, *Werke*, 1986, Bd. 12, S. 83, Bd. 18, S. 132.

⁷ J.H. Chladenius, *Allgemeine Geschichtswissenschaft*, 1752/1985, S. 29.

⁸ F. Nietzsche, *Die fröhliche Wissenschaft*, Nr. 34, *Werke*, Bd. 2, S. 62.

kann natürlich kontrovers beurteilt werden. Theodor Lessing hat sich nicht gescheut, die Geschichte in Form von erzählter Geschichte als „*Sinngebung des Sinnlosen*“ zu bezeichnen und als „*egozentrische Selbstbezüglichkeit des Geistes*“ zu brandmarken. Deshalb hat er dann auch die Geschichtsschreibung mit dem Vorwurf der Illusionsbildung und der Fiktionalisierung konfrontiert. „*Die Geschichte, das sind die Vorurteile der Historiker in Erzählung gebracht.*“⁹

Es ist nun offensichtlich, dass bei der Ausbildung unserer Vorstellung von Geschichte die narrative Objektivierung von Geschichte eine sehr viel intensivere gegenstandskonstitutive Funktion ausübt als die narrative Objektivierung von Sprache bei der Ausbildung unserer Vorstellung von Sprache. Das liegt vor allem daran, dass wir von der Sprache immer schon eine ausgeprägtere persönliche Erfahrung haben als von der Geschichte und dass wir von der Sprache in Gestalt unseres Sprachgefühls auch immer schon ein sehr umfassendes intuitives Wissen besitzen, das nicht so leicht manipulierbar ist. Dennoch ist sicher nicht zu leugnen, dass unser explizites und argumentativ verwertbares Wissen von Sprache auch nachhaltig durch die narrativen Objektivierungen von Sprache geprägt wird, da diese unsere persönlichen Erfahrungen mit Sprache ausweiten und uns ganz bestimmte Dimensionen von Sprache in exemplarisch verdichteter Weise zugänglich machen.

Üblicherweise fällt uns Sprache als eigenständiges Phänomen und als Vermittlungsinstanz zwischen der Objektsphäre und der Subjektsphäre bzw. als kognitives und kommunikatives Werkzeug gar nicht auf, weil wir gedanklich immer bei den Sachverhalten sind, die durch Sprache bewusstseinsmäßig präsent gemacht werden. Erst wenn die Sprache auf unübliche Weise verwendet wird (metaphorischer Sprachgebrauch) oder wenn sie nicht so funktioniert, wie wir es eigentlich erwarten (Missverständnisse), dann tritt uns Sprache als eigenständiges Phänomen bzw. als eigenständige Macht entgegen. Und eben daraus ergeben sich dann auch die Ursachen und Motive, Geschichten über Sprache zu erzählen.

Je mehr Geschichten über Sprache erzählt werden, seien sie nun tatsächlich erlebt oder nur gut erfunden, desto mehr Aspekte von Sprache lernen wir kennen und desto differenziertere und umfassendere Vorstellungen von Sprache können wir uns machen. Ganz parallel zu dem Diktum Nietzsches über die Geschichte lässt sich vielleicht auch über die Sprache sagen, dass es noch gar nicht ausgemacht ist, welche Vorstellungen von Sprache wir uns noch machen können. Die Sprache kann dann ebenso wie die Geschichte als ein plastisches Phänomen angesehen werden, dessen Gestalt nicht nur von unseren begrifflichen, sondern auch unseren narrativen Objektivierungsformen abhängig ist.

Natürlich kann weder der Historiker noch der Sprachwissenschaftler auf empirische Forschungen zur Ermittlung und Sicherung von Daten verzichten

⁹ Th. Lessing, *Geschichte als Sinngebung des Sinnlosen*, 1919/1983, S. 63 und S. 27.

und erwarten, dass alles Wissen über Geschichte und Sprache sich aus guten Erzählungen ableiten lässt. Aber gleichwohl wird man einräumen müssen, dass die narrative Darstellung von Geschichte und Sprache einen außerordentlichen Einfluss darauf hat, wie *Geschichte* und *Sprache* im Bewusstsein einer Kultur, einer Epoche oder eines Individuums präsent ist und in welchen Relationsgeflechten diese Phänomene Gestalt gewinnen können.

Ebenso wie wir uns nicht frei entscheiden können, ob wir im strukturbildenden Raum der Geschichte leben wollen oder nicht, so können wir auch nicht wählen, ob wir im strukturbildenden Raume der Sprache leben wollen oder nicht, weil wir in diesem Raum immer schon eingebunden sind. Allerdings hängt es von uns ab, wie wir diese Räume strukturieren und uns in sie eingliedern. Wie wir den Raum der Sprache als Sinnraum erleben und wie wir ihn uns explizit oder implizit präsent machen, das hängt sicherlich nicht nur von den begrifflichen Objektivierungsformen der Sprachwissenschaft und der Sprachphilosophie ab, sondern auch von denjenigen, mit denen wir in den Erzählungen über Sprache bekannt gemacht werden, bzw. von denjenigen, die uns beim konkreten Gebrauch der Sprache begegnen. Gerade die narrativen Objektivierungsformen des Phänomens *Sprache* repräsentieren uns gut fassbare und gut memorierbare Vorstellungen von Sprache, deren Prägnanz von den begrifflichen Objektivierungsformen kaum erreicht werden kann.

Nicht unbeachtet sollte außerdem bleiben, dass man in Erzählungen nicht nur etwas über die jeweils thematisierten Phänomene erfährt, sondern auch etwas über diejenigen, die etwas erzählen, oder über diejenigen, die sich für das Erzählte interessieren. Über Erzählungen finden wir nicht nur einen Zugang zu der jeweils ins Auge gefassten Objektsphäre, sondern auch zu der Subjektsphäre, aus der die jeweilige Objektsphäre in den Blick genommen wird. Dabei ist nicht nur an individuelle Personen zu denken, sondern in einem erweiterten Sinne auch an individuelle Epochen und Kulturen. Die narrativen Formen der Sprachreflexion eröffnen uns so gesehen auch immer gute Zugänge zur Mentalitätsgeschichte, weil aus ihnen historische und kulturelle Sehepunkte für die perspektivische Erschließung des Phänomens *Sprache* rekonstruiert werden können.

3. Die Erkenntniskraft von Geschichten

Wenn wir Erkenntnis mit dem begrifflich formulierten Gegenstandswissen von Phänomenen identifizieren, das in Aussageformen objektivierbar ist, die sinnvoll mit der Wahrheitsfrage konfrontiert werden können, dann haben narrative Objektivierungsformen als Manifestationsformen von Erkenntnis keine große Bedeutsamkeit. Eine andere Lage ergibt sich allerdings dann, wenn wir zwischen einem wissenschaftlichen Gegenstandswissen und einem philosophischen Reflexionswissen unterscheiden und letzteres als ein Wissen ansehen,

das neben dem jeweiligen Gegenstandswissen auch ein Metawissen über die Konstitutionsbedingungen und den Stellenwert des Gegenstandswissen umfasst.

Unter diesen Umständen gehört es dann zum genuinen Aufgabenbereich der Philosophie, sich auch mit der Qualität der verschiedenen Manifestationsformen von Wissen zu beschäftigen und damit natürlich auch mit der Qualifizierung des Wissens, das sich in narrativen Formen objektiviert hat. Vielleicht könnte man dann auch das Erzählen von Geschichten bzw. die Ausbildung von Gleichnissen und Parabeln als eine Form des Philosophierens betrachten, weil sich darin eine spezifische Sinnbildungsanstrengung manifestiert. So hat beispielsweise Schopenhauer betont, dass alle Begriffsbildung im Grunde auf Gleichnissen beruhe, da sie aus dem Auffassen des Ähnlichen und dem Fallenlassen des Unähnlichen in den Dingen erwachse. *„Eben weil Gleichnisse ein so mächtiger Hebel für die Erkenntniß sind, zeugt das Aufstellen überraschender und dabei treffender Gleichnisse von einem tiefen Verstande.“*¹⁰

In diesem Zusammenhang lässt sich nicht nur darauf verweisen, dass Sokrates sein argumentatives Philosophieren immer wieder durch ein narratives ergänzt hat und dabei Geschichten erzählt, deren philosophische Relevanz sich allein aus ihrer immanenten Plausibilität ergeben soll, sondern auch auf Aristoteles, der den narrativen Objektivierungen von Problemen ebenfalls eine spezifische philosophische Relevanz zugesprochen hat. Er hat ausdrücklich betont, dass der Freund der Mythen und Sagen in gewisser Weise immer auch als Philosoph anzusehen sei. Beide hätten gemeinsam, nach den ersten Ursachen und Prinzipien des Wissens zu fragen, und beide müssten die Freiheit besitzen, über das anscheinend Selbstverständliche ins Staunen geraten zu können, das ja nach einer auch von Sokrates vertretenen Auffassung den Anfang und die Grundlage der Philosophie bilde.¹¹

Für Aristoteles ist daher die Dichtung als fiktionale Darstellung bzw. als Erzählung auch *„etwas Philosophischeres und Ernsthafteres als Geschichtsschreibung“*, weil die Dichtung seiner Meinung nach immer auf die Darstellung von etwas Allgemeinem abziele, während die Geschichtsschreibung seiner Meinung nach nur als Bericht über empirische Einzelereignisse anzusehen sei.¹² Dabei zieht er allerdings nicht in Betracht, dass die Geschichtsschreibung keineswegs nur als chronologischer Bericht über Ereignisfolgen zu werten ist, sondern zugleich auch als eine Repräsentation von komplexen Korrelationszusammenhängen, die auf exemplarische Weise über ihre eigene Faktizität hinausweisen.

Wenn wir die philosophische Relevanz von Geschichten beurteilen wollen, dann müssen wir uns auch Gedanken über die Relation von Kognition und

¹⁰ A. Schopenhauer, *Parerga und Paralipomena*, § 289, Werke, 1988, Bd. 5, S. 479.

¹¹ Aristoteles, *Metaphysik*, Buch I, Kap. 2, 982a-b, *Philosophische Schriften*, Bd. 5, S. 4ff. Platon, *Theaitet*, 155d, Werke, Bd. 4, S. 120.

¹² Aristoteles, *Poetik*, Kap. 9, 1451a, 1994, S. 29.

Kommunikation machen. Die Absicht, einem anderen etwas mitzuteilen, ist immer mit dem inneren Zwang verbunden, dieses Vorhaben in konventionalisierten Sprachformen zu verwirklichen, die ja zugleich auch kognitive Strukturierungsformen sind. Das lässt sich vielleicht auf die These zuspitzen, dass man selbst das Mitzuteilende auch erst dann wirklich richtig verstanden hat, wenn man es in intersubjektiv verständlichen Formen für andere objektiviert hat. Das bedeutet, dass kommunikativ orientierte Perspektivierungsprozesse auf genuine Weise immer auch mit kognitiv orientierten verschränkt sind. Dementsprechend bedeutet, eine Sache zu verstehen, diese Sache in allgemeinen Objektivierungsmustern sich selbst und anderen verständlich machen zu können.

Das Verhältnis von Kognition und Kommunikation ist so gesehen nicht als ein Verhältnis zu werten, in dem der Erwerb von Erkenntnis und die Mitteilung von Erkenntnis klar voneinander zu trennen wären, sondern vielmehr als ein Verhältnis, das jedes Verfahren zur Konstitution von Erkenntnissen grundlegend prägt. Phänomene lernen wir nicht dadurch kennen, dass wir sie bloß betrachten, sondern vielmehr dadurch, dass wir sie in Handlungsprozesse einbeziehen. Dazu gehört nicht nur ihre Einbindung in praktische Handlungen, sondern auch ihre Einbindung in intersubjektiv nachvollziehbare begriffliche oder narrative Objektivierungsprozesse.

Diese Grundauffassung hat Wittgenstein dann auch dazu geführt, die Idee des *Sprachspiels* zu entwickeln und die Bedeutung von Wörtern nicht direkt aus den jeweiligen ontischen Referenzobjekten abzuleiten, sondern vielmehr aus ihrem Gebrauch in der Sprache.¹³ Ganz ähnlich haben vor ihm nicht nur Humboldt sondern auch Lambert argumentiert: „Denn da entsteht der Begriff, den man mit dem Worte verbindet, aus den Redensarten, in welchen das Wort gebraucht wird, und man richtet die Definition so ein, daß sie diesen Redensarten und Sätzen nicht zuwiderlaufe.“¹⁴ In diesem Zusammenhang kann man auch auf die so genannte *pragmatische Maxime* von Peirce aufmerksam machen. Diese besagt, dass wir die Bedeutung eines Wortes bzw. den Inhalt eines Begriffs letztlich aus den Wirkungen abzuleiten haben, die die jeweiligen Bezugsphänomene der Begriffe in Handlungsprozessen auf uns ausüben. Deshalb ist für ihn bei der Beurteilung von Erkenntnisinhalten auch eine biblische Maxime sehr bedeutsam: *An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen.*¹⁵

In neuerer Zeit hat sich insbesondere der Phänomenologe Schapp darum bemüht herauszuarbeiten, dass die kognitive Erfassung von Phänomenen keine kontemplative, sondern eine aktionale und kommunikative Wurzel habe. Er hat betont, dass die angenommene innere Einheit von Phänomenen eigentlich weniger aus metaphysischen Wesensspekulationen abgeleitet werden solle,

¹³ Vgl. L. Wittgenstein, *Philosophische Untersuchungen*, § 23 u. 43, Werkausgabe, Bd. 1, S. 250 und S. 262.

¹⁴ J.H. Lambert, *Neues Organon*, Bd. 2, Semiotik, § 351, 1764/1990, S. 642.

¹⁵ Ch.S. Peirce, *Collected Papers*, 5.402.

sondern eher aus der Einheitlichkeit der Geschichten, in denen diese Phänomene jeweils verstrickt seien.¹⁶ Ebenso wie man eine Person dadurch am besten kennen lerne, dass man sich eine Kenntnis der Geschichten verschaffe, in die sie verstrickt sei, so lerne man auch Dinge am besten dadurch kennen, dass man sich vergegenwärtige, in welche Geschichten sie eingebunden seien oder sein könnten. Anthropologisch vertritt er sogar die Grundüberzeugung, das Mensch-Sein hieße, in Geschichten verstrickt zu sein bzw. sich in Geschichten verstricken zu lassen. Diese Auffassung versucht er sowohl ontologisch als auch sprach- und kommunikationstheoretisch plausibel zu machen.

Ontologisch macht er geltend, dass wir als Menschen die Dinge ursprünglich nie in kontemplativer Schau als isolierte Einzeldinge wahrnehmen würden, sondern immer nur als Bestandteile von Handlungsprozessen, also als Wozu-Dinge. Die isolierte Vergegenständlichung von Phänomenen als Objekte einer theoretischen Betrachtung sei erst das Resultat einer nachträglichen besonderen methodischen Anstrengung. Sprachtheoretisch ergibt sich aus dieser Auffassung für ihn die Konsequenz, Wörter primär nicht als Stellvertreter für Begriffe zu verstehen, sondern als Überschriften für Geschichten, und ihre Bedeutung aus der Erinnerung an faktische Geschichten oder aus der Erwartung von möglichen Geschichten abzuleiten, in die sie verstrickt waren oder sich verstricken können. Dementsprechend setzt die Existenz von Wörtern einerseits immer schon eine Geschichte voraus und ist andererseits immer wieder mit dem Anreiz verbunden, sich neue Geschichten für sie auszudenken.

Geschichten sind für Schapp keine Gebilde höherer Art, die ihre Existenz dem Umstand verdanken, dass Gebilde niederer Art nachträglich in bestimmte Beziehungen zueinander gesetzt werden. Er betrachtet Geschichten vielmehr als primäre Phänomene, da sie entstehungsgeschichtlich gesehen die Prämissen von konkreten Gegenstandsvorstellungen sind. *„Wir sind durch unsere Untersuchungen zum umgekehrten Ergebnis gekommen, daß gerade Geschichten das Grundlegende sind und erst aus den Geschichten Menschen, Tiere und Häuser hervortreten.“*¹⁷ Das Verstehen von Geschichten wird von ihm durch die Möglichkeiten der Rezipienten bedingt, sich selbst in die jeweiligen Geschichten zu verstricken. *„Man kann an der Geschichte auch nicht unterscheiden Kenntnis der Geschichte und Verstricktsein in die Geschichte, sondern beides fällt zusammen. Man ist in die Geschichten soweit verstrickt, wie man sie kennt, und man kennt sie soweit, als man darin verstrickt ist.“*¹⁸

So gesehen haben Geschichten zwar einen Beginn und einen Schluss, aber sie haben weder Anfang noch Ende, weil sie sowohl nach vorne als auch nach

¹⁶ W. Schapp, In Geschichten verstrickt, 1976², W. Schapp, Philosophie der Geschichten, 1981².

¹⁷ W. Schapp, In Geschichten verstrickt, 1976², S. 85.

¹⁸ W. Schapp, a.a.O., S. 86.

hinten mit anderen Geschichten verwoben sind. Geschichten haben Vorgeschieden und Nachgeschichten, die sich im Halbdunkeln verlieren. Der Sinn von Einzelgeschichten lässt sich deshalb auch schwerlich von dem Sinn der mit ihnen verbundenen oder verbindbaren faktischen oder erzählten Geschichten abgrenzen, insofern jede Geschichte eine Teilgeschichte ist, die zu anderen Geschichten in der Relation der Voraussetzung, der Analogie, des Kontrastes oder der Fortführung steht. Die Textwissenschaft hat diesen Tatbestand dann ja auch durch den Begriff der *Intertextualität* thematisiert.

Wenn wir die Funktion von Geschichten für Erkenntnis- und Sinnbildungsprozesse in dieser Perspektive sehen, dann wird auch deutlich, dass sich der Sinn von Geschichten immer aus einer gewissen Mitpräsenz von Vergangenheit und Zukunft ergibt, die sich in Form von erinnerten oder erwartbaren Geschichten manifestiert. Für Schapp sind deshalb Geschichten eigentlich nicht Phänomene in der Welt, sondern elementare Konstitutions- und Repräsentationsweisen von Welt. *„Für die Tradition sind Geschichten und ist Geschichte irgendetwas in der Welt. Für uns fällt Welt und Geschichte, in die wir verstrickt sind, zusammen. Für uns ist Welt nur in der Geschichte oder zunächst in den Geschichten, in die der einzelne verstrickt oder mitverstrickt ist.“*¹⁹

Geschichten lenken im Gegensatz zu Begriffen und Behauptungen unseren Blick von vornherein nicht auf statische, sondern auf dynamische Strukturzusammenhänge, weil sie von der Darstellung einer Handlungsdynamik leben und sich dementsprechend primär immer für die Entstehungs- und Wirkungsgeschichte von Phänomenen interessieren müssen. Die narrative Thematisierung von Sprache ist deshalb auch als eine Form der Erkenntnis anzusehen, die von vornherein nicht auf eine abschließende Wissenskonstitution in einer bestimmten Wahrnehmungsperspektive angelegt ist, sondern auf eine Form der Wissenskonstitution, die die Verwobenheit von Sprache mit menschlichen Handlungs- und Lebenssituationen aufzuzeigen versucht.

Während die begrifflichen Formen der Sprachreflexion grundsätzlich dazu neigen, nur solche Fragen an die Sprache zu stellen, die gelöst bzw. beantwortet werden können, sind die narrativen Formen primär daran interessiert, die mit Sprache verbundenen oder verbindbaren Probleme auf exemplarische Weise präsent zu machen und damit die Voraussetzungen dafür zu liefern, zielgenaue Fragen an die Sprache zu stellen. Weil die narrativen Formen der Sprachreflexion keine Antworten geben wollen, sondern vielmehr Denkperspektiven zu eröffnen versuchen, sind ihre Mitteilungen auch nicht mit der Wahrheitsfrage in dem traditionellen korrespondenztheoretischen Sinne zu verbinden, sondern allenfalls mit einer Wahrheitsfrage, die Wahrheit mit dem Konzept der Fruchtbarkeit in Zusammenhang bringt. Der Geschichtenerzähler Peter Bichsel hat das auf eine prägnante Formel gebracht: *„Während ich Ge-*

¹⁹ W. Schapp, a.a.O., S. 143.

*schichten erzähle, beschäftige ich mich nicht mit der Wahrheit, sondern nur mit der Möglichkeit der Wahrheit.*²⁰ Die narrativen Formen der Sprachreflexion haben deshalb einerseits eine genuine Relation zur Philosophie, sofern deren Aufgabe eher darin gesehen wird, Fragen zu stellen als Antworten zu geben, und andererseits eine genuine Relation zur Kunst, sofern deren Aufgabe eher darin gesehen wird, Altbekanntes auf neue Weise sichtbar zu machen als schon Bekanntes abzubilden.

Der Philosoph Odo Marquard sieht in der perspektivischen Flexibilität narrativer Objektivierungsprozesse einen Wert, der in der Welt der begrifflich orientierten wissenschaftlichen Rationalität immer wichtiger werde, weil er die Grundlage für eine wachsende Kompensationsfunktion des Erzählens sei. *„Rationalisierungen machen die Narrationen nicht obsolet; ganz im Gegenteil: sie erzwingen Erzählungen mit neuen Formen der Erzählung. Je mehr wir rationalisieren, umso mehr müssen wir erzählen. Je moderner die moderne Welt wird, desto unvermeidlicher wird die Erzählung: Narrare necesse est.*²¹

Das Erzählen ist für Marquard eine Form der Sinnbildung, die für ihn unverzichtbar ist, weil das Erzählen sowohl eine Voraussetzung als auch ein Sicherungsinstrument menschlicher Freiheit darstelle. Deshalb scheut er sich auch nicht, von einer *„Mythenpflichtigkeit der Menschen“* zu sprechen, da er in der *„polymythischen Geschichtenvielfalt“* eine Form der *„Gewaltenteilung“* sieht.²² Die Vielfalt von Geschichten würde uns von den Denk- und Wahrnehmungszwängen eines Monomythos befreien, zu dem alle Formen des Monotheismus und des begrifflichen Denkens von Natur aus neigten.

Marquard schätzt den variablen Polyperspektivismus und die vielfältigen Andeutungsfunktionen von Geschichten, weil dadurch normative Denkwänge aufgehoben würden. Deshalb fordert er auch für die Philosophie ausdrücklich das Recht, wieder erzählen zu dürfen, obwohl er die *„Entsetzenschreie der Innung“* und ihre Warnungen vor einem allgemeinen Relativismus und Skeptizismus ahnt. *„Die Geschichten müssen wieder zugelassen werden: gut gedacht ist halb erzählt; wer noch besser denken will, sollte vielleicht ganz erzählen: die Philosophie muß wieder erzählen dürfen und dafür – natürlich – den Preis zahlen: das Anerkennen und Ertragen der eigenen Kontingenz.*²³

Diese Wertschätzung der Erkenntnisfunktion von narrativen Objektivierungen, die uns davor bewahren soll, begriffliche Wahrnehmungsweisen als absolut gültig zu setzen, und nicht mehr in Betracht zu ziehen, dass die wissenschaftlichen Erkenntnisse von heute durchaus zum Aberglauben von morgen werden können, darf uns den Blick allerdings nicht dafür trüben, dass narrative Objektivierungsweisen auch blind für bestimmte Strukturzusammenhänge sind

²⁰ P. Bichsel, *Der Leser. Das Erzählen*, 1983³, S. 11.

²¹ O. Marquard, *Philosophie des Stattendessen*, 2000, S. 63.

²² O. Marquard, *Lob des Polytheismus*, in: H. Poser (Hrsg.), *Philosophie und Mythos*, 1976, S. 45-46.

²³ O. Marquard, a.a.O., S. 57.

bzw. psychische Anforderungen stellen, die durchaus als belastend empfunden werden können.

Geschichten führen Wissensbildungsprozesse nicht zu einem Abschluss, sondern verweisen immer auf ergänzende Geschichten. Sie stillen nicht die heimliche Sehnsucht nach gesichertem Wissen und verlässlichen Denkperspektiven, sondern zwingen die Rezipienten immer wieder zu einer Aufgabe von vertrauten Sehepunkten und zu einer geistigen Eigenbewegung. Geschichten provozieren Fragen und führen in einen agonalen Wettstreit, um mit diesen geistig fertig zu werden. Sie können nicht nur die Funktion einer sokratischen Hebamme übernehmen, sondern auch die Funktion eines sokratischen Zitterrochens, der diejenigen erstarren lässt, die von ihm berührt werden.²⁴ Geschichten halten Sinnbildungsprozesse immer im Fluss, aber dieses kann nur dann genossen werden, wenn es als eine befreiende Alternative zu einer begrifflichen Verholzung von Wissen erlebt werden kann. Dabei ist dann auch zu bedenken, dass das Wachstum und die Verholzung von Wissen sich wechselseitig bedingen. Das Beispiel von Bäumen zeigt, dass diese ihre Krone nicht ohne Rückhalt an einen festen Stamm entfalten können.

Geschichten über Sprache wollen uns naturgemäß kein kohärentes propositionales Wissen über Sprache vermitteln, sondern uns mit Sprache im Kontext von Handlungen bekannt machen. Deshalb haben narrative Sprachreflexionen einerseits eine propädeutische Funktion für begriffliche Sprachreflexionen, insofern sie unseren Erfahrungs- und Beobachtungsbereich von Sprache ausweiten und uns auf bestimmte Problemfelder aufmerksam machen, aber andererseits auch eine transzendierende Funktion für begriffliche Sprachreflexionen, insofern sie auf die blinden Flecke der Sprachwissenschaft und der Sprachtheorie aufmerksam machen. Um das genauer beurteilen zu können, ist es sinnvoll, die besonderen Strukturen narrativer Sinnbildungsprozesse genauer zu untersuchen, damit deutlich wird, dass das Erzählen eine ganz spezifische Form geistiger Sinnbildungsanstrengungen ist.

4. Die Implikationen narrativer Gegenstandsobjektivierungen

Die Struktur narrativ objektivierter Vorstellungsinhalte ist durch ganz bestimmte Prämissen und Konsequenzen geprägt. Diese sollte man sich vergegenwärtigen, wenn man sich mit der Frage beschäftigt, welche Phänomene sich für eine narrative Objektivierung anbieten bzw. worauf sich unsere Aufmerksamkeit bei einem solchen Darstellungsverfahren richtet. Das bedeutet, dass in der Wahl narrativer Repräsentationsstrategien auch immer bestimmte ontologische Grundüberzeugungen zum Ausdruck kommen. Wer substanzorientiert denkt und nach dem Wesen der Phänomene fragt, der wird dazu

²⁴ Platon, Menon, 80a-d, Werke, Bd. 2, S. 20.

neigen, sein Wissen in begrifflichen Formen zu objektivieren. Wer funktionsorientiert denkt und die Phänomene als Wozu-Dinge sieht, der wird dazu neigen, sein Wissen in narrativen Formen darzustellen. Wer Wörter als Stellvertreter für Denkmuster ansieht, wird begriffliche Formen der Sprachreflexion bevorzugen. Wer Wörter als Überschriften für Geschichten betrachtet, der wird narrative Formen der Sprachreflexion favorisieren. Wer Sprache primär als konventionalisiertes Zeichensystem gewertet wissen will, der wird die begrifflichen Formen der Sprachreflexion für angemessen halten. Wer Sprache primär als kognitives und kommunikatives Werkzeug ansehen möchte, der wird neben den begrifflichen auch die narrativen Formen der Sprachreflexion goutieren können.

Anthropologisch gesehen lässt sich sicher sagen, dass Einzeldinge für die Menschen sowohl phylogenetisch als auch ontogenetisch zunächst immer funktional als Wozu-Dinge in Erscheinung treten und nicht kategorial als Seins-Dinge. Ein Hund erscheint in ursprünglichen Wahrnehmungsprozessen primär nicht als ein Schäferhund oder als ein Säugetier, sondern als ein Lebewesen, das bellt, beißt oder schützt und eben über diese Aktionsmöglichkeiten mit der Welt des Menschen verstrickt ist. Ebenso erscheint uns ein Stein nicht als ein Mineralgebilde, sondern als eine Waffe oder als ein Baustein. Da uns Phänomene in elementaren Wahrnehmungen immer als Elemente von aktionalen Zusammenhängen begegnen, haben wir auch keine Hemmungen, sie emotional zu bewerten und unser Wissen über sie in Form von Erlebnisgeschichten zu konkretisieren und zu vermitteln.

Die aktionale geistige Repräsentation von Dingen, die sowohl die Phänomenologen als auch die Entwicklungspsychologen immer wieder als grundlegende kognitive Interpretationsform von Welt betrachtet haben, ist kulturgeschichtlich allerdings immer wieder als eine Vorform des eigentlichen Wissens abgewertet worden, die allenfalls bei Kindern oder bei archaisch denkenden Menschen toleriert werden könne. Insbesondere Hegel hat wie schon erwähnt geltend gemacht, dass man die Anstrengung des Begriffs nicht scheuen dürfe und dass das Wissen in Form von Begriffen seine endgültige Form gewinnen müsse. In Begriffen, die für ihn allerdings dialektisch zu verstehen sind, würden alle anderen Wissensformen im mehrfachen Sinne des Wortes aufgehoben (beseitigt, emporgehoben, bewahrt).

Ob nun diese Hierarchisierung von Wissensformen absolut zwingend ist und ob der Weg von den aktionalen bzw. narrativen zu den begrifflichen Objektivierungsformen nur als Fortschrittsgeschichte und nicht auch als Verlustgeschichte zu werten ist, das ist wohl noch eine Frage für sich. Sie wird sich erst dann beantworten lassen, wenn man sich eine größere Klarheit über die kognitiven Implikationen narrativer Objektivierungsformen verschafft hat und dabei auch die vielen Übergangsformen zu den begrifflichen Objektivierungsformen berücksichtigt, wie sie etwa in Fabeln, in Aphorismen oder in Meta-